Von Jenseit des Grabes.

Chateaubriand's

Denkwürdigkeiten

deutsch

von

Dr. L. Meyer.

Elfter Theil.

Leipzig,
Costenoble & Remmelmann.
1850.

Tod Ludwigs XVIII. — Krönung Karls X. — Das Ordensfest.

Die Krankheit des Königs rief mich nach Paris. Er starb am 16. September, kaum vier Monate nach meiner Entsetzung. Meine Schrift unter dem Titel: „Le Roi est mort: vive le Roi!“ in der ich den neuen Souverain begrüßte, bewirkte für Karl X., was meine Schrift über Bonaparte und die Bourbons für Ludwig XVIII. bewirkt hatte. Ich holte Frau von Chateaubriand in Neufchatel ab und wir reisten nach Paris, wo wir eine Wohnung in der Straße Du Regard bezogen. Karl X. machte den Anfang seiner Regierung durch die Abschaffung der Censur populär; die Krönung fand im Frühjahr 1825 statt.

Karl X. hatte die Absicht gehabt, mich wieder zu versöhnen. Als der Erzbischof von Paris in Reims mit ihm über die Männer der Opposition sprach, sagte der König: „Die, welche nichts von mir wissen wollen, lasse ich gehen.“ — „Aber Sire, Herr von Chateaubriand?“ entgegnete der Erzbischof. „O, um diesen ist mir leid.“ Der Erzbischof fragte den König, ob er mir dies sagen dürfe; der König war unschlüssig, und nachdem er einige Male

im Zimmer auf und ab gegangen war, antwortete er: „Nun ja, sagen Sie es ihm.“ Aber der Erzbischof vergaß es zu thun.

Bei dem Ordensfeste des heiligen Geistes und des heiligen Michael, welches am Tage nach der Krönung in der Kathedralkirche von Reims gehalten wurde, kniete ich vor dem Könige in dem Augenblicke, als Herr von Villèle den Eid leistete. Ich wechselte einige Worte der Höflichkeit mit ihm wegen einer Feder, die sich von meinem Hute abgelöst hatte. Wir standen auf und damit war Alles abgethan. Der König hatte Mühe, seine Handschuhe auszuziehen, als er meine Hände nehmen wollte, und er sagte daher lachend zu mir: „Eine behandschuhte Katze fängt keine Maus.“ Man hatte geglaubt, er habe länger mit mir gesprochen und es hatte sich daher das Gerücht von meiner wiederkehrenden Gunst verbreitet. Es ist wahrscheinlich, daß Karl X. in dem Glauben, der Erzbischof habe mir seinen guten Willen mitgetheilt, ein Wort des Dankes von mir erwartete, und daß ihn mein Stillschweigen verletzte.

So habe ich der letzten Krönung der Nachfolger Chlodwigs beigewohnt; ich hatte sie herbeigeführt durch die Seiten in meiner Schrift: Le Roi est mort: vive le Roi! auf denen ich diese Krönung verlangt und beschrieben hatte. Nicht daß ich den geringsten Werth auf diese Ceremonie gelegt hätte; aber da der Legitimität Alles fehlte, so mußte man auf gut Glück Alles benutzen, um sie zu halten. Da ich alle meine Pflichten erfüllt hatte, verließ ich Reims und ich konnte sagen wie Johanne von Arc: „Meine Aufgabe ist vollbracht.“

Ich vereinige meine früheren Gegner um mich. — Mein Publikum hat sich verändert.

Paris hatte seine letzten Feste gesehen; die Zeit der Nachsicht, der Versöhnung und der Gunst war vorüber, nur die traurige Wahrheit blieb vor uns.

Als die Censur im Jahre 1820 den Conservateur unterdrückte, glaubte ich nicht, daß ich sieben Jahre später die nämliche Polemik unter einer anderen Form und vermittelst einer anderen Presse wieder beginnen würde. Die Männer, welche mit mir im Conservateur kämpften, forderten wie ich die Freiheit des Denkens und Schreibens; sie waren in der Opposition wie ich, in Ungnade wie ich, und sie nannten sich meine Freunde. Als sie im Jahre 1820 mehr durch mein Arbeiten als durch die ihrigen zur Macht gelangt waren, wendeten sie sich gegen die Preßfreiheit; aus Verfolgten wurden sie Verfolger, sie hörten auf, meine Freunde zu sein und sich dafür auszugeben, sie behaupteten, daß die Zügellosigkeit der Presse erst mit dem 6. Juni 1824, dem Tage meiner Entlassung aus dem Ministerium, begonnen habe. Ihr Gedächtniß war kurz; wenn sie die Meinungen, welche sie aussprachen und die Artikel, welche sie gegen ein anderes Ministerium und für die Preßfreiheit schrieben, wieder gelesen hätten, so würden sie haben eingestehen müssen, daß sie wenigstens in den Jahren 1818 und 1819 die Unteranführer der Zügellosigkeit waren.

Von der anderen Seite näherten sich meine früheren Gegner mir wieder. Ich bemühte mich, die Freunde der Unabhängigkeit um das legitime Königthum zu schaaren,

mit besserem Erfolge, als ich die Diener des Thrones und des Altars um die Charte ralliirte. Ich war genöthigt, die Regierung vor den Gefahren des Absolutismus zu warnen, nachdem ich sie gegen den populären Eifer gesichert hatte. Da ich gewöhnt war, meine Leser zu achten, so übergab ich ihnen keine Zeile, die ich nicht mit aller Sorgfalt geschrieben hatte, deren ich fähig war; manche dieser Schriften eines Tages hat mir verhältnißmäßig mehr Mühe gekostet, als die umfangreichsten Werke, die aus meiner Feder hervorgegangen sind.

Ich zog eine Gesellschaft von Schriftstellern an mich, um Einheit in meine Kämpfe zu bringen. Es befanden sich unter ihnen Pairs, Deputirte, Magistratsbeamte und angehende junge Schriftsteller. Es kamen zu mir die Herren von Montalivet, Salvandy, Duvergier de Hauranne und viele Andere, die meine Schüler gewesen waren und welche jetzt als etwas Neues Dinge über die repräsentative Monarchie zu Tage fördern, die ich ihnen gelehrt habe und die sich auf jeder Seite meiner Schriften finden. Herr von Montalivet ist Minister des Innern und Günstling Ludwig Philipps geworden. Damals nannte er sich in einem an mich geschriebenen Billet meinen ergebensten Collegen und aufrichtigen Bewunderer; allein dies hat ihn, der zu seiner Zeit ein so großer Freund der Preßfreiheit gewesen war, nicht abgehalten, mich als Begünstiger dieser Freiheit in den Kerker des Herrn Gisquet werfen zu lassen.

Ein Abriß meiner neuen Polemik, welche fünf Jahre dauerte, aber endlich siegte, wird die Kraft der Gedanken gegen die selbst von der Macht unterstützten Facta kennen

lehren. Am 6. Juni 1824 wurde ich gestürzt; am 21. trat ich wieder auf den Kampfplatz und blieb hier bis zum 18. December 1826; ich hatte ihn allein, nackt und entblößt betreten und siegreich verließ ich ihn. Ich lasse hier ein Stück Geschichte folgen, indem ich einen Auszug der Argumente gebe, deren ich mich bediente.

Auszug aus meiner Polemik nach meinem Sturze.

„Wir haben den Muth und die Ehre gehabt, einen gefährlichen Krieg im Angesicht der Preßfreiheit zu führen, und es war das erste Mal, daß der Monarchie dieses edle Schauspiel gegeben wurde. Wir haben unsere Loyalität bald bereut. Wir hatten den Journalen getrotzt, als sie nur dem Erfolge unserer Soldaten und unserer Feldherren schaden konnten; wir haben sie unterjochen müssen, als sie es gewagt haben, von den Beamten und den Ministern zu sprechen.

„Wenn denen, welche den Staat verwalten, der Geist Frankreichs in ernsten Dingen gänzlich unbekannt zu sein scheint, so sind ihnen die zur Zierde und zur Ausschmückung dienenden Dinge, welche das Leben der civilisirten Nationen verschönern, nicht minder fremd.

„Die Unterstützungen, welche die legitime Regierung den Künsten angedeihen läßt, übersteigen diejenigen, die ihnen die usurpatorische Regierung gewährte; aber wie sind sie vertheilt? Von Natur und Neigung dem Vergessen zugethan, scheinen die Spender dieser Unterstützungen

eine Antipathie gegen den Ruhm zu haben; ihre Dunkelheit ist so undurchdringlich, daß sie selbst das Licht verdunkeln, wenn sie sich ihm nähern; man sollte meinen, sie schütteten Geld auf die Künste, um sie zu unterdrücken, wie auf unsere Freiheiten, um sie zu ersticken.

„Wenn noch die enge Maschine, in die man Frankreich eingezwängt, den vollkommenen Modellen gliche, die man im Kabinet eines Kunstfreundes mit der Loupe betrachtet, so könnte die Zartheit einer solchen Merkwürdigkeit einen Augenblick interessiren; aber nein, es ist ein kleines, unvollkommenes Ding.

„Wir haben gesagt, daß das System, welches die Verwaltung gegenwärtig befolgt, den Genius Frankreichs beleidigt; wir wollen versuchen zu beweisen, daß es auch den Geist unserer Institutionen verkennt.

„Die Monarchie hat sich ohne Anstrengungen in Frankreich wieder befestigt, weil sie unsre ganze Geschichte zur Seite hat, weil die Krone von einer Familie getragen wird, welche fast die Nation hat entstehen sehen, sie gebildet, sie civilisirt, ihr alle ihre Freiheiten gegeben und sie unsterblich gemacht hat; aber die Zeit hat diese Monarchie auf das beschränkt, was sie Wirkliches hat. Das Zeitalter der Fictionen ist in Politik übergegangen, man kann nicht mehr eine Regierung der Anbetung, des Cultus und des Geheimnisses haben; Jedermann kennt seine Rechte; nichts ist außerhalb der Grenzen des Verstandes möglich und Alles wird heutzutage gewogen und abgeschätzt, bis auf die Gunst, die letzte Illusion der absoluten Monarchien.

„Täuschen wir uns nicht darin, es beginnt eine neue

Aera für die Nationen; wird sie glücklicher sein? die Vorsehung allein weiß es. Wir können nichts thun, als uns auf die zukünftigen Ereignisse vorbereiten. Wir dürfen nicht glauben, daß wir rückwärts schreiten können: nur in der Charte ist unser Heil.

„Die constitutionelle Monarchie ist nicht aus einem geschriebenen System unter uns entstanden, obgleich sie ein gedrucktes Gesetzbuch hat; sie ist eine Tochter der Zeit und der Ereignisse, wie die frühere Monarchie unserer Väter.

„Warum sollte sich die Freiheit in dem vom Despotismus aufgerichteten Gebäude, in welchem sie Spuren zurückgelassen hat, nicht halten? Der Sieg, so zu sagen, noch mit den drei Farben geschmückt, hat sich unter das Zelt des Herzogs von Angoulême geflüchtet; die Legitimität bewohnt den Louvre, obgleich man in demselben noch Adler sieht.

„In einer constitutionellen Monarchie achtet man die öffentlichen Freiheiten; man betrachtet sie als die Schutzwehr des Monarchen, des Volkes und der Gesetze.

„Wir verstehen die repräsentative Regierung anders. Man bildet eine Gesellschaft (man sagt sogar zwei rivalisirende Gesellschaften, denn Concurrenz ist nöthig), um Journale durch Geld zu bestechen. Man scheut sich nicht, skandalöse Processe gegen Eigenthümer zu führen, die sich nicht haben verkaufen wollen; man möchte sie durch Ausspruch der Gerichtshöfe zwingen, sich der Verachtung zu unterwerfen. Da den Ehrenmännern dieses Handwerk zuwider ist, so wirbt man zur Unterstützung eines royalistischen Ministeriums Pasquillanten an, welche die königliche Familie mit ihren Verleumdungen verfolgt haben. Man

rekrutirt Alles, was unter der früheren Polizei und im kaiserlichen Vorzimmer gedient hat; man macht es wie unsere Nachbarn, wenn man sich Matrosen verschaffen will, preßt man sie in Schenken und an verdächtigen Orten. Dieses Rudervolk freier Schriftsteller wird in fünf bis sechs erkaufte Journale eingeschifft und was sie sagen, heißt bei den Ministern die öffentliche Meinung."

Dies ist in kurzem, doch vielleicht noch zu langem Abriß eine Probe meiner Polemik in meinen Schriften und im Journal des Débats; man findet darin alle Grundsätze, welche man gegenwärtig proklamirt.

Ich schlage die mir angebotene Staatsministerpension aus. — Griechisches Comité. — Brief von Canaris an seinen Sohn. — Madame Recamier sendet mir den Auszug eines anderen Briefes.

Als man mich aus dem Ministerium entließ, gewährte man mir nicht meine Pension als Staatsminister, und ich forderte sie auch nicht; aber auf eine Bemerkung des Königs ließ mir Herr von Villèle eine neue Anweisung auf diese Pension durch Herrn von Peyronnet zustellen. Ich schlug sie aus. Entweder hatte ich Anspruch auf meinen früheren Gehalt, oder nicht; im ersten Falle bedurfte ich keines neuen Patents, im letzteren aber wollte ich nicht der Pensionair des Conseilpräsidenten werden.

Die Hellenen schüttelten ihr Joch ab, und es bildete sich in Paris ein griechisches Comité, dem ich beitrat. Das Comité versammelte sich bei Herrn Ternaux, Place

des Victoires. Die Gesellschaftsmitglieder fanden sich nach und nach im Lokale der Verhandlungen ein. Der General Sebastiani erklärte, als er seinen Platz eingenommen hatte, daß es eine wichtige Angelegenheit sei; er zog sie in die Länge, und dies mißfiel unserem Präsidenten, Herrn Ternaux, der wohl einen Shawl für Aspasia machen wollte, aber seine Zeit nicht mit ihr verschwendet haben würde. Die Depeschen Fabviers kränkten das Comité; er schalt uns heftig und machte uns, die wir die Schlacht bei Marathon nicht gewonnen hatten, für das verantwortlich, was nicht nach seinen Wünschen ging. Ich weihte mich der Freiheit Griechenlands, denn es schien mir, daß ich damit eine Kindespflicht gegen eine Mutter erfüllte. Ich schrieb eine „Note," in der ich mich an die Nachfolger des Kaisers von Rußland wendete, wie ich mich in Verona an ihn selbst gewendet hatte. Die Note ist gedruckt und auch dem Itinéraire vorangesetzt worden.

Griechenland hat sich von dem Joche des Islams befreit; aber anstatt einer föderativen Republik, wie ich es wünschte, ist eine bayerische Monarchie in Athen eingesetzt worden. Da die Könige kein Gedächtniß haben, so habe ich, der ich der Sache der Argenser einige Dienste geleistet, außer im Homer, nicht wieder von ihnen sprechen hören. Das befreite Griechenland hat nicht zu mir gesagt: „Ich danke Dir." Mein Name ist ihm ebenso unbekannt und noch unbekannter als an dem Tage, wo ich auf seinen Trümmern weinte, indem ich seine Wüsten durchwanderte.

Das noch nicht königliche Hellas war dankbarer gewesen. Unter einigen Kindern, welche das Comité erziehen ließ, befand sich der junge Canaris; sein der Seehelden

des Mykales würdiger Vater schrieb einen Brief an ihn, den er auf dem weiß gebliebenen unteren Raume des Papiers ins Französische übersetzte. Die Uebersetzung lautet wie folgt:

„Mein lieber Sohn!

„Kein anderer Grieche hat, wie Du, das Glück gehabt, von der wohlthätigen Gesellschaft, die sich für uns interessirt, gewählt zu werden, um Dir die Pflichten des Menschen zu lehren. Ich habe Dir das Leben gegeben, aber diese achtungswerthen Männer werden Dir eine Erziehung angedeihen lassen, die Dich erst zu einem wirklichen Menschen macht. Höre wohl auf die Lehren dieser neuen Väter, wenn Du der Trost der letzten Augenblicke Dessen sein willst, der Dir das Leben gab. Bleibe gesund.

„Dein Vater

„C. Canaris.

„Napoli de Romania, den 5. September 1825."

Ich habe den doppelten Text dieses Briefes als die Belohnung des griechischen Comités aufbewahrt.

Das republikanische Griechenland hatte sein besonderes Bedauern ausgesprochen, als ich aus dem Ministerium schied. Madame Recamier hatte mir unterm 29. October 1824 aus Neapel geschrieben:

„Ich erhalte einen Brief aus Griechenland, der einen weiten Umweg gemacht hat, ehe er an mich gelangt ist. Ich finde darin einige Zeilen über Sie, die ich Ihnen mittheilen will; sie lauten:

„„Die Ordonanz vom 6. Juni ist uns zugekommen, und sie hat auf unsere Anführer den lebhaftesten Eindruck

gemacht. Da ihre sichersten Hoffnungen auf den Edelsinn Frankreichs gegründet sind, so fragen sie sich mit Besorgniß, was die Entfernung eines Mannes verheißt, dessen Charakter ihnen eine Stütze zu sein versprach."

„Ich müßte mich sehr irren, wenn diese Anerkennung Ihnen nicht gefiele. Ich füge den Brief hier bei, die erste Seite betraf nur mich."

Man wird die Lebensgeschichte der Madame Recamier bald lesen und erfahren, daß es mir wohlthuend war, ein Andenken aus dem Vaterlande der Musen durch eine Frau zu erhalten, die es verschönert hätte.

Aufenthalt in Lausanne. — Rückkehr nach Paris.

Da Frau von Chateaubriand krank war, machte sie eine Reise nach dem südlichen Frankreich, die ihr jedoch nicht gut bekam; sie kehrte daher nach Lyon zurück, wo der Dr. Prunelle sie aufgab. Ich reiste zu ihr und brachte sie nach Lausanne, wo sie Herrn Prunelle Lügen strafte. Ich wohnte in Lausanne abwechselnd bei Herrn von Sivry und bei Frau von Cottens, eine liebenswürdige, geistreiche und unglückliche Frau. Ich sah Frau von Montolieu, welche eingezogen auf einem hohen Berge wohnte; sie starb in den Illusionen des Romans, wie Frau von Genlis, ihre Zeitgenossin. Frau von Staël war mit Madame Recamier nach Lausanne gekommen. Die ganze Emigration, eine ganze untergegangene Welt hatte sich in dieser freundlichen und traurigen Stadt einige Augenblicke aufgehalten.

Frau von Duras hat die Erinnerung an dieselbe in ihren Memoiren aufgezeichnet, und aus nachstehendem Billet erfuhr ich dort den neuen Verlust, zu dem ich verurtheilt war:

„Bex, den 13. Juli 1826.

„Es ist vorüber, Herr Vicomte, Ihre Freundin lebt nicht mehr, diesen Morgen ein Viertel vor elf Uhr hat sie ohne Todeskampf ihre Seele Gott zurückgegeben. Gestern Abend war sie noch spazieren gefahren. Nichts deutete auf ein so nahes Ende hin, wir glaubten sogar nicht, daß ihre Krankheit so enden würde. Herr von Custine, dessen Schmerz zu groß ist, um Ihnen selbst zu schreiben, war noch gestern Morgen auf einem der Berge gewesen, welche Bex umgeben, um der theuren Kranken für jeden Morgen Gebirgsmilch zu bestellen.

„Ich bin noch zu tief vom Schmerze gebeugt, um in nähere Details einzugehen. Wir treffen Anstalt, mit den kostbaren Ueberresten der vortrefflichsten Mutter und Freundin nach Paris zurückzukehren. Enguerrand soll zwischen seinen beiden Müttern ruhen.

„Wir reisen über Lausanne, wo Herr von Custine Sie sogleich nach unserer Ankunft aufsuchen wird.

„Empfangen Sie, Herr Vicomte, die Versicherung der freundschaftlichen Hochachtung, mit der ich bin ꝛc.

„Berstecher."

Man suche weiter oben und weiter unten, was ich zum Gedächtniß der Frau von Custine zu sagen das Glück und Unglück gehabt habe.

Ich begann in Lausanne „Anmerkungen" zu dem ersten

Werke meines Lebens, dem Essai sur les revolutions anciennes et modernes. Aus meinem Fenster sah ich die Felsen von la Meillerie. „Rousseau,“ schrieb ich in einer dieser Anmerkungen, „steht unzweifelhaft nur in etwa sechzig Briefen seiner Nouvelle Héloïse und einigen Seiten seiuer Rêveries und seiner Confessions über den Schriftstellern seiner Zeit. Hier befindet er sich in der wirklichen Sphäre seines Talents und erreicht eine vor ihm noch nicht gekannte Beredtsamkeit der Leidenschaft. Voltaire und Montesquieu haben Muster des Styls in den Schriftstellern des Jahrhunderts Ludwigs XIV. gefunden; Rousseau und in einem anderen Genre selbst Buffon einigermaßen, haben eine Sprache geschaffen, welche dem großen Jahrhundert fremd war.“

Als ich nach Paris zurückkam, beschäftigten mich theils meine Einrichtung in der Rue d'Enfer, theils meine erneuten Kämpfe in der Pairskammer und meine Broschuren gegen die verschiedenen, den öffentlichen Freiheiten zuwiderlaufenden Gesetzentwürfe, so wie auch meine Reden und Schriften zu Gunsten der Griechen und die Arbeiten für meine gesammelten Werke. Der Kaiser von Rußland starb, und mit ihm meine letzte königliche Freundschaft. Der Herzog von Montmorency war Hofmeister des Herzogs von Bordeaux geworden. Er genoß diese mühsame Ehre nicht lange: am Charfreitag des Jahres 1826 verschied er in der Kirche Saint-Thomas d'Aquin zu der nämlichen Stunde, in welcher Christus am Kreuze starb; er ging mit dem letzten Seufzer des Erlösers zum Himmel ein.

Der Angriff gegen die Jesuiten hatte begonnen; man

hörte die banalen und verbrauchten Schmähungen gegen diesen berühmten Orden, der, wie man nicht leugnen kann, etwas Beunruhigendes an sich hat, denn ein geheimnißvoller Schleier verhüllt stets die Angelegenheiten der Jesuiten.

Fortsetzung meiner Polemik.

Ich nahm meine Polemik wieder auf. Jeden Tag hatte ich Scharmützel und Vorpostengefechte mit den Soldaten der ministeriellen Genossenschaft; sie bedienten sich nicht immer eines edlen Degens. In den beiden ersten Jahrhunderten Roms bestrafte man die Reiter, welche nicht gut angriffen, weil sie entweder zu ungestüm oder nicht tapfer genug waren, dadurch, daß man sie zu einem Aderlasse verurtheilte: ich übernahm diese Züchtigung.

„Das Universum verwandelt sich um uns her," sagte ich; „neue Völker erscheinen auf dem Schauplatze der Welt und alte Völker steigen aus den Trümmern empor; staunenerregende Entdeckungen verkünden eine nahe bevorstehende Umwälzung in den Künsten des Friedens und des Krieges, Religion, Politik, Sitten, Alles nimmt einen anderen Charakter an. Werden wir diese Bewegung gewahr? Gehen wir mit der Gesellschaft? Folgen wir dem Laufe der Zeit? Bereiten wir uns darauf vor, unseren Rang in der veränderten oder wachsenden Civilisation zu behaupten? Nein: die Männer, welche uns führen, sind eben so unbekannt mit dem Zustande der Dinge in Europa,

als gehörten sie den kürzlich erst entdeckten Völkerschaften im Innern Afrika's an. Was kennen Sie? Die Börse, und auch diese noch schlecht. Sind wir dazu verurtheilt, die Last der Finsterniß zu tragen zur Strafe, daß wir uns unter das Joch des Ruhmes gebeugt haben?"

Der Vertrag in Bezug auf Sanct Domingo bot mir Gelegenheit, einige Punkte unseres öffentlichen Rechts zu entwickeln, an das Niemand dachte.

Zu hochwichtigen Betrachtuugen geführt und die Umgestaltung der Welt verkündigend, antwortete ich den Opponenten, welche zu mir gesagt hatten: „Wir? wir könnten einst Republikaner werden? Unsinn! Wer denkt heutzutage an Republik? &c. &c."

„Aus Ueberzeugung der monarchischen Regierung zugethan," erwiderte ich, „betrachte ich die constitutionelle Monarchie als die beste, in der gegenwärtigen Epoche der Gesellschaft mögliche Regierungsform.

„Aber wenn man Alles auf persönliche Interessen zurückführen will, wenn man vermuthet, daß ich glauben könnte, in einem republikanischen Staate für mich selbst Alles fürchten zu müssen, so ist man im Irrthum.

„Würde man mich wohl schlechter behandeln, als mich die Monarchie behandelt hat? Zwei- oder dreimal bin ich für sie oder durch sie von Allem entblößt gewesen; hat mich das Kaiserreich, das Alles für mich gethan haben würde, wenn ich gewollt hätte, gröber verleugnet? Ich verabscheue die Knechtschaft, die Freiheit gefällt meiner natürlichen Unabhängigkeit; ich ziehe diese Freiheit in der monarchischen Staatseinrichtung vor, aber ich kann sie mir auch unter einer volksthümlichen Regierung denken. Wer

hat weniger von der Zukunft zu fürchten als ich? Ich habe, was keine Revolution mir nehmen kann; ohne Stelle, ohne Ehre und ohne Vermögen, würde jede Regierung, welche nicht so einfältig wäre, die Meinung zu verachten, mich für etwas zählen müssen. Die volksthümlichen Regierungen, namentlich bestehen aus individuellen Existenzen und bilden sich einen allgemeinen Werth aus den besonderen Werthen jedes Bürgers. Der öffentlichen Achtung werde ich immer gewiß sein, weil ich nie etwas thun werde, um sie zu verlieren, und ich würde vielleicht mehr Gerechtigkeit bei meinen Feinden als bei meinen angeblichen Freunden finden.

„Also würde ich ohne Furcht vor einer Republik, wie ohne Antipathie gegen ihre Freiheit sein; ich bin kein König, ich erwarte keine Krone, ich spreche nicht zu meinen Gunsten.

„Ich habe unter einem anderen Ministerum gesagt, daß man eines Morgens ans Fenster gehen würde, um die Monarchie abziehen zu sehen.

„Zu den gegenwärtigen Ministern sage ich: Wenn Ihr auf dem Wege fortschreitet, den Ihr jetzt geht, dürfte sich die ganze Revolution nach einer gewissen Zeit auf eine neue Ausgabe der Charte beschränken, in der man sich begnügen würde, nur zwei oder drei Worte zu ändern."

Ich habe die letzten Zeilen unterstrichen, um den Leser noch besonders auf diese schlagende Weissagung aufmerksam zu machen. Selbst heutzutage, wo die Meinungen übereilt sind, wo Jedermann blindlings sagt, was ihm in

den Sinn kommt, ist es demungeachtet kühn von einem Royalisten, während der Restauration dergleichen republikanische Ideen auszusprechen.

Brief des Generals Sebastiani.

Meine letzten Artikel weckten selbst Herrn von La Fayette auf, der mir als einziges Compliment ein Lorbeerblatt zuschickte. Die Wirkung meiner Ansichten erstreckte sich, zum großen Erstaunen Derjenigen, welche nicht daran geglaubt hatten, von den Buchhändlern, die eine Deputation zu mir sendeten, bis zu den parlamentarischen Männern, welche anfangs meiner Politik am wenigsten nahe gestanden hatten. Der Brief, den ich zum Beweis meiner Behauptung hier folgen lasse, setzt durch seine Unterschrift einigermaßen in Verwunderung. Man darf nur auf den Sinn dieses Briefes und auf die Veränderung achten, welche in den Ideen und in der Stellung des Schreibers und des Empfängers vorgegangen ist.

„Herr Vicomte!

„Erlauben Sie mir, daß ich mich der allgemeinen Bewunderung anschließe; ich empfinde schon zu lange dieses Gefühl, um dem Drange es auszudrücken, länger widerstehen zu können.

„Sie vereinigen in Sich die Erhabenheit Bossuets mit der Gründlichkeit Montesquieu's: Sie haben ihre

Feder und ihr Genie wiedergefunden. Ihre Artikel sind große Lehren für alle Staatsmänner.

„In der neuen Art Krieg, welche Sie geschaffen haben, erinnern Sie an die mächtige Hand dessen, der in anderen Kämpfen ebenfalls die Welt mit seinem Ruhme erfüllt hat. Mögen Ihre Siege von Dauer sein, sie interessiren das Vaterland und die ganze Menschheit.

„Alle, die sich, wie ich, zu den Grundsätzen der constitutionellen Monarchie bekennen, sind stolz, in Ihnen ihren edlen Dolmetscher zu sehen.

„Genehmigen Sie, Herr Vicomte, die abermalige Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

„Sonntag, den 30. October

„Horace Sebastiani."

So fielen mir im Augenblick des Sieges Freunde, Feinde und Gegner zu Füßen. Alle Kleinmüthigen und Ehrgeizigen, die mich verloren geglaubt hatten, begannen mich siegreich aus der Staubwolke des Kampfplatzes hervortreten zu sehen; dies war mein zweiter spanischer Krieg, ich triumphirte über alle Parteien im Innern, wie ich nach Außen über die Feinde Frankreichs triumphirt hatte. Ich hatte mit meiner Person bezahlen müssen, wie ich mit meinen Depeschen die der Herren von Metternich und Canning paralysirt und wirkungslos gemacht hatte.

Tod des Generals Foy. — Das Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe. — Ich erreiche den Gipfelpunkt meiner politischen Bedeutung. — Artikel über das Namensfest des Königs. — Zurücknahme des Gesetzes über die Preßpolizei. — Paris erleuchtet. — Billet des Herrn Michoud.

Durch den Tod des Generals Foy und des Deputirten Manuel verlor die Opposition der Linken ihre tüchtigsten Redner. Auch Herr von Serre und Camille Jordan stiegen ins Grab. Selbst bis auf den Lehrstuhl der Akademie mußte ich die Preßfreiheit gegen das jammernde Flehen des Herrn von Bally-Tolendel vertheidigen. Das Gesetz über die Polizei der Presse, welches man das „Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe“ nannte, verdankte seinen Sturz hauptsächlich meinen Angriffen. Meine Ansicht über den Entwurf dieses Gesetzes ist eine historisch merkwürdige Arbeit; es wurden mir Complimente darüber zu Theil, unter denen zwei Namen, die der Herren Etienne und Benjamin Constant besonders hervorzuheben sind.

In dem Augenblicke, von dem ich hier spreche, gelangte ich auf den höchsten Gipfel meiner politischen Wichtigkeit. Durch den spanischen Krieg hatte ich Europa beherrscht, aber in Frankreich bekämpfte mich eine heftige Opposition; nach meinem Sturze wurde ich im Innern der anerkannte Beherrscher der Meinung. Die, welche mich eines unverzeihlichen Fehlers beschuldigt hatten, daß ich die Feder wieder ergriff, mußten anerkennen, daß ich mir ein mächtigeres Reich gebildet hatte, als das erste war. Das ganze junge Frankreich war auf meine Seite getreten, und hat mich seitdem nicht wieder verlassen. In mehreren industriellen

Klassen waren die Arbeiter zu meinen Befehlen, und ich konnte keinen Schritt mehr in den Straßen gehen, ohne umringt zu werden. Was hatte mir diese Popularität verschafft? meine Kenntniß des wahren französischen Geistes. Mit einem einzigen Journal war ich zum Kampfe gezogen, und ich war der Beherrscher aller übrigen geworden. Meine Kühnheit entsprang aus meiner Gleichgültigkeit; da es mir vollkommen gleichgültig war, ob ich scheiterte, so ging ich dem Siege entgegen, ohne mich um die Niederlage zu kümmern. Es ist mir nur diese Zufriedenheit mit mir selbst geblieben, denn was nützt heutzutage Jemandem eine vergangene Popularität, die aus Aller Gedächtniß verwischt ist?

Da der Namenstag des Königs herangekommen war, benutzte ich diese Gelegenheit, um eine Loyalität kund zu geben, welche durch meine liberalen Ansichten nie erschüttert worden ist. Ich ließ einen Artikel erscheinen, der folgendermaßen begann:

„Noch eine Waffenruhe für den König!

„Friede heut für die Minister!

„Ruhm, Ehre, Glück und langes Leben Karl X.! es ist der Tag des heiligen Karl!

„Uns, die alten Verbannungsgefährten unseres Monarchen, muß man namentlich nach der Geschichte Karls X. fragen."

Er schloß mit folgenden Zeilen:

„Zu den Wohlthaten Karls X. gesellen sich alle Wohlthaten, mit denen uns seine Vorfahren überschüttet haben; das Namensfest eines allerchristlichsten Königs ist für die Franzosen ein Fest der Dankbarkeit; so wollen wir uns

denn mit Freuden dem Danke hingeben, mit dem es uns erfüllen muß. Lassen wir nichts in unser Herz dringen, was einen Augenblick die Reinheit unserer Freude trüben könnte! Wehe Denen ......! Wir würden den Waffenstillstand brechen! Es lebe der König!"

Als der Gesetzentwurf über die Polizei der Presse zurückgezogen wurde, illuminirte Paris. Ich war erstaunt über diese öffentliche Manifestation, ein schlimmes Prognostikon für die Monarchie; die Opposition war ins Volk übergegangen, und das Volk verwandelt die Opposition durch seinen Charakter in Revolution.

Der Haß gegen Herrn von Villèle steigerte sich; die Royalisten waren, wie zur Zeit des Conservateur, hinter mir wieder constitutionell geworden; Herr Michaud schrieb an mich:

„Mein ehrenwerther Herr und Meister!

„Ich habe gestern die Ankündigung Ihres Werkes über die Censur drucken lassen; aber die aus zwei Zeilen bestehende Anzeige ist von den Herren Censoren gestrichen worden. Her Capel wird Ihnen erklären, warum wir den Raum weder weiß gelassen, noch geschwärzt haben.

„Wenn Gott uns nicht zu Hülfe kommt, so ist Alles verloren; das Königthum ist wie das unglückliche Jerusalem in den Händen der Türken, kaum seine Kinder dürfen sich ihm nahen; für welche Sache haben wir uns nun aufgeopfert!

„Michaud."

Unwille des Herrn von Villèle. — Karl X. will auf dem Marsfelde Revue über die Nationalgarde halten. — Mein Brief an den König.

Die Opposition hatte endlich das kaltblütige Temperament des Herrn von Villèle jähzornig und den boshaften Geist des Herrn von Corbière despotisch gemacht. Dieser hatte den Herzog von Liancourt von siebzehn unbesoldeten Stellen entsetzt. Der Herzog von Liancourt war kein Heiliger, aber man fand einen wohlthätigen Mann in ihm, dem seine Menschenfreundlichkeit den Titel: ehrwürdig verschafft hatte. Bei Gelegenheit des Skandals, welcher beim Leichenbegängnisse des Herrn von Liancourt stattfand, sagte Herr von Semonville in der Pairskammer zu uns: „Sein Sie ganz ruhig, meine Herren, so etwas soll nicht wieder vorkommen; ich selbst werde Sie nach dem Gottesacker begleiten."

Im Monat April 1827 wollte der König auf dem Marsfelde Revue über die Nationalgarde halten. Zwei Tage vor dieser unglücklichen Revue schrieb ich, von meinem Eifer angetrieben, und da ich nichts weiter verlangte, als die Waffen niederzulegen, an Karl X. einen Brief, der ihm durch Herrn von Blacas überreicht wurde:

„Sire!

„Erlauben Sie einem treuen Unterthanen, den Augenblicke der Aufregung stets zu den Füßen des Thrones finden werden, Ihrer Majestät einige Bemerkungen mitzutheilen, die er für den Ruhm der Krone, wie für das Glück und die Sicherheit des Königs für nützlich erachtet.

„Sire, es ist nur zu wahr, es ist Gefahr im Staate vorhanden; aber eben so gewiß ist auch, daß diese Gefahr nichts zu bedeuten hat, wenn man nicht den Grundsätzen der Regierung selbst zuwider handelt.

„Ein großes Geheimniß ist entdeckt worden, Sire: Ihre Minister haben das Unglück gehabt, Frankreich zu lehren, daß das Volk, von dem man gesagt, es existire nicht mehr, noch ganz lebendig war. Binnen zweimal vierundzwanzig Stunden hat sich Paris der Regierungsgewalt entzogen. Die nämlichen Scenen wiederholen sich in ganz Frankreich; die Factionen werden diesen Versuch nicht vergessen.

„Aber die Volksversammlungen, welche in absoluten Monarchien so gefährlich sind, weil sie in Gegenwart des Souverains selbst stattfinden, sind von geringer Bedeutung in der repräsentativen Monarchie, weil sie nur mit Ministern oder mit Gesetzen in Berührung kommen. Zwischen dem Monarchen und den Unterthanen ist eine Schranke gezogen, die Alles aufhält: die beiden Kammern und die öffentlichen Institutionen. Außerhalb dieser Bewegungen sieht der König stets seine Autoritat und seine geheiligte Person gesichert.

„Aber, Sire, es giebt eine unerläßliche Bedingung der allgemeinen Sicherheit, sie besteht darin, im Geiste der Institutionen zu handeln: ein Widerstreben Ihres Staatsraths gegen diesen Geist würde die Volksbewegungen in der repräsentativen Monarchie eben so gefährlich machen, als sie es in der absoluten Monarchie sind.

„Von der Theorie gehe ich zur Anwendung über:

„Ihre Majestät werden bei der Revue erscheinen und

Sie werden dort empfangen werden, wie es Ihnen gebührt; aber es ist möglich, daß Sie unter den Rufen: Es lebe der König! auch noch andere Rufe vernehmen, aus denen Sie die öffentliche Meinung über die Minister erkennen werden.

„Uebrigens ist es falsch, was man sagt, daß es eine republikanische Faction giebt; aber wahr ist es, daß es Anhänger einer unrechtmäßigen Monarchie giebt, und diese sind zu klug, als daß sie nicht die Gelegenheit benutzen und ihre Stimmen am 29. mit der Stimme Frankreichs vermischen sollten, um den Verdacht von sich abzulenken.

„Was wird der König thun? wird er seine Minister den Acclamationen des Volkes aufopfern? Dies hieße die Macht zerstören. Wird der König seine Minister behalten? dann werden diese Minister die ganze Impopularität, welche sie verfolgt, auf das Haupt ihres erlauchten Gebieters fallen lassen. Ich weiß wohl, daß der König den Muth haben würde, einen persönlichen Schmerz auf sich zu nehmen, um der Monarchie ein Uebel zu ersparen; aber diese Calamitäten kann man durch das einfachste Mittel vermeiden. Erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, Sire: man kann es, indem man an dem Geiste unserer Institutionen festhält; die Minister haben in der Pairskammer wie im Volke die Majorität verloren, die natürliche Folge dieser kritischen Lage ist ihr Rücktritt. Wie könnten sie mit dem Bewußtsein ihrer Pflicht, darauf beharren, die Krone zu gefährden, indem sie bleiben? Wenn sie ihre Dimission Ihrer Majestät zu Füßen legen, werden sie Alles beruhigen und Alles beendigen; dann ist es nicht mehr der König, welcher nachgiebt, sondern es sind die Minister,

die sich nach allen Regeln und Grundsätzen der repräsentativen Regierung zurückziehen. Der König kann dann unter ihnen diejenigen wieder auswählen, deren Beibehaltung ihm geeignet scheint; es sind zwei unter ihnen, welche die öffentliche Meinung ehrt, der Herzog von Doudeauville und der Graf von Chabrol.

„So würde die Revue ihre Nachtheile verlieren und würde nur ein Triumph sein. Die Sitzung würde friedlich unter den über das Haupt meines Königs sich ergießenden Segenswünschen vorübergehen.

„Um es zu wagen, Ihnen diesen Brief zu schreiben, Sire, mußte ich von der Nothwendigkeit, einen Entschluß zu fassen, fest überzeugt sein, eine gebieterische Pflicht mußte mich dazu veranlassen. Die Minister sind meine Feinde und ich bin der ihrige; ich verzeihe ihnen als Christ, als Mensch kann ich ihnen nie verzeihen; in dieser Lage würde ich nie von ihrem Rücktritte gegen Ihre Majestät gesprochen haben, wenn nicht das Wohl der Monarchie davon abhinge.

„Ich bin 2c.

„Chateaubriand."

Die Revue. — Entlassung der Nationalgarde. — Die Wahlkammer wird aufgelöst. — Die neue Kammer. — Verweigerung der Zustimmung. — Sturz des Ministerums Villèle. — Ich trage zur Bildung des neuen Ministeriums bei und nehme die Gesandtschaft in Rom an.

Die Dauphine und die Herzogin von Berry wurden auf dem Wege zur Revue insultirt; der König wurde im Allgemeinen gut empfangen, nur eine oder zwei Compagnien der 6. Legion riefen: „Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!" Karl X. erwiderte beleidigt: „Ich bin hierher gekommen, um Huldigungen, nicht um Lectionen zu empfangen." Er hatte oft edle Worte im Munde, welche nicht immer durch Thatkraft unterstützt wurden. Sein Geist war muthig, sein Charakter schüchtern. Als er ins Schloß zurückkam, sagte er zum Marschall Oudinot: „Der Totaleindruck war befriedigend. Wenn es auch einige unruhige Köpfe dabei giebt, so ist doch die Masse der Nationalgarde gut; drücken Sie ihr daher meine Zufriedenheit aus." Herr von Villèle kam an. Beim Vorüberziehen am Hotel des Finanzministiriums hatten mehrere Legionen gerufen: „Nieder mit Villèle!" Durch die vorhergegangenen Angriffe schon gereizt, vermochte der Minister die Regungen seines kalten Zornes nicht mehr zu unterdrücken, und er stellte im Conseil den Antrag, die Nationalgarde aufzulösen. Er wurde unterstützt von den Herren von Corbière, von Peyronnet, von Damas und von Clermont-Tonnerre, dagegen bekämpft von Herrn von Chabrol, dem Bischof von Hermopolis und dem Herzoge von Doudeauville. Eine Ordonnanz des Königs befahl die Auflösung, der unglücklichste Schlag,

welcher vor dem letzten Schlage der Julitage der Monarchie versetzt wurde. Wäre in diesem Augenblicke die Nationalgarde nicht aufgelöst gewesen, so würde die Errichtung der Barrikaden unterblieben sein. Der Herzog von Doudeauville reichte seine Dimission ein und schrieb einen motivirten Brief an den König, in welchem er die Zukunft verkündete, die übrigens Jedermann voraussah.

Die Regierung fing an, Befürchtungen zu hegen; die Journale wurden immer kühner und man stellte ihnen aus Gewohnheit ein Censurproject entgegen; zu gleicher Zeit sprach man von einem Ministerium La Bourdonnair, in welchem Herr von Polignac figuriren sollte. Ich hatte das Unglück gehabt, Herrn von Polignac zum Gesandten in London ernennen zu lassen, ohngeachtet dessen, was mir Herr von Villèle dagegen einwendete; bei dieser Gelegenheit sah er besser und weiter als ich. Bei meinem Eintritt ins Ministerium hatte ich mich beeilt, etwas Angenehmes für Monsieur zu thun. Es war dem Conseilpräsidenten gelungen, die beiden Brüder zu versöhnen, in der Voraussicht eines Regierungswechsels. Ihm glückte es; ich hatte mir einmal im Leben beikommen lassen, klug sein zu wollen, und ich war dumm. Wäre Herr von Polignac nicht Gesandter gewesen, so würde er nicht Minister des Auswärtigen geworden sein.

Auf der einen Seite durch die liberale royalistische Opposition in die Enge getrieben, auf der anderen durch die Forderungen der Bischöfe belästigt und durch die zu Rathe gezogenen Präfekten hintergangen, welche selbst hintergangen wurden, beschloß Herr von Villèle die Wahlkammer trotz der ihm treu gebliebenen dreihundert Mitglie-

der aufzulösen. Die Wiedereinführung der Censur ging der Auflösung vorher. Ich erneuerte meine Angriffe lebhafter als je, die Oppositionen vereinigten sich; die Wahlen der kleinen Collegien waren alle gegen das Ministerium; in Paris triumphirte die Linke; sieben Collegien ernannten Herrn Royer-Collard und die beiden Collegien, in denen der Minister, Herr von Peyronnet auftrat, verwarfen ihn. Paris illuminirte abermals, es fanden blutige Scenen statt, Barrikaden wurden errichtet und die zur Wiederherstellung der Ordnung abgeschickten Truppen waren genöthigt, zu feuern; so bereiteten sich die letzten und verhängnißvollen Tage vor. Inzwischen erhielt man die Nachricht von der Schlacht bei Navarin, ein Sieg, von welchem ich meinen Theil in Anspruch nehmen konnte. Die großen Unglücksfälle der Restauration sind durch Siege verkündigt worden; der Siegesgott hatte Mühe, sich von den Nachkommen des großen Ludwig zu trennen.

Die Pairskammer erfreute sich der öffentlichen Gunst in Folge ihres Widerstandes gegen die unterdrückenden Gesetze; aber sie verstand es nicht, sich selbst zu vertheidigen, sie ließ sich neue Ernennungen aufdringen, denen ich mich fast allein widersetzte. Ich prophezeihte ihr, daß diese Ernennungen ihr Prinzip zerstören und ihr auf die Dauer alle Kraft in der öffentlichen Meinung rauben würden; habe ich mich geirrt? Diese Ernennungen zu dem Zwecke eine Majorität aufzuheben, haben nicht allein die Aristokratie in Frankreich vernichtet, sondern sie sind auch das Mittel geworden, dessen man sich gegen die englische Aristokratie bedienen wird; diese wird unter einer zahlreichen Fabrikation von Pairsmänteln erdrückt werden und zuletzt

ihre Erblichkeit verlieren, wie die entartete Pairie in Frankreich sie bereits verloren hat.

Die neue Kammer sprach ihre berüchtigte Zustimmungsverweigerung aus; aufs Aeußerste getrieben, dachte Herr von Villèle daran, einen Theil seiner Collegen zu entlassen, und unterhandelte mit den Herren Laffitte und Castmir Périer. Die beiden Häupter der linken Opposition wurden aufmerksam und kamen der Sache auf die Spur; Herr Laffitte wagte den Schritt nicht zu thun, die Stunde des Präsidenten schlug und das Portefeuille entfiel seinen Händen. Ich machte Lärm, als ich mich von den Regierungsgeschäften zurückzog, Herr von Villèle blieb ganz still; er war halb willens, in der Deputirtenkammer zu bleiben, und dies hätte er thun sollen; aber er besaß weder eine hinreichend gründliche Kenntniß der repräsentativen Regierung, noch eine genügende Autorität über die auswärtige Meinung, um eine solche Rolle zu spielen; die neuen Minister verwiesen ihn in die Pairskammer und er nahm es an. Als ich wegen der Besetzung einiger Stellen im Kabinet um Rath gefragt wurde, schlug ich die Herren Castmir Périer und General Sebastiani vor; aber meine Worte blieben ungehört.

Herr von Chabrol, der mit der Bildung des neuen Ministeriums beauftragt war, stellte mich an die Spitze der Liste; ich wurde von Karl X. mit Entrüstung von derselben gestrichen. Herr Portalis, der erbärmlichste Charakter, den es je gegeben hat, ein Föderirter während der hundert Tage, der zu den Füßen der Legitimität kroch, von welcher er in Worten sprach, deren sich der glühendste Royalist geschämt haben würde, und der gegenwärtig seine banalen

Schmeicheleien an Philipp verschwendet, erhielt die Staatssiegel. Im Kriegsministerium wurde Herr von Clermont-Tonnerre durch Herrn von Caux ersetzt. Der Graf von Roy, der kluge Schöpfer seines ungeheueren Vermögens, wurde mit den Finanzen betraut. Der Graf von La Ferronnays, mein Freund, erhielt das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Das Ministerium des Innern bekam Herr von Martignac, den der König sehr bald haßte. Karl X. folgte mehr seinen Neigungen als seinen Grundsätzen; während er Herrn von Martignac wegen seiner Vergnügungssucht nicht leiden konnte, liebte er die Herren von Corbière und von Villèle, die nicht in die Messe gingen.

Herr von Chabrol und der Bischof von Hermopolis blieben vor der Hand im Ministerium. Ehe der Bischof sich zurückzog, besuchte er mich und fragte mich, ob ich ihn im Ministerium des öffentlichen Unterrichts ersetzen wollte. „Nehmen Sie Herrn Royer-Collard," erwiderte ich ihm; „ich sehne mich keineswegs danach, Minister zu werden, aber wenn mich der König durchaus in den Staatsrath zurückrufen wollte, so würde ich nur durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in denselben eintreten, als Genugthuung für die mir zu Theil gewordene Beleidigung. Auf dieses Portefeuille aber kann ich keinen Anspruch machen, denn es ist bei meinem edlen Freunde in den besten Händen."

Nach dem Tode des Herrn Matthieu von Montmorency war Herr von Rivière Hofmeister des Herzogs von Bordeaux geworden; er arbeitete alsbald auf den Sturz des Herrn von Villèle hin, denn die fromme Hofpartei hatte sich gegen den Finanzminister verschworen. Herr von Ri-

vière ließ mich zu Herrn von Marcelles in der Straße Taranne kommen, um mir vergebens den nämlichen Vorschlag zu machen, den mir später der Abbé Frayssinous machte. Herr von Rivière starb und der Baron von Damas war sein Nachfolger beim Herzoge von Bordeaux. Es fehlte also noch immer an Stellvertretern für Herrn von Chabrol und den Bischof von Hermopolis. Der Abbé Feutrier, Bischof von Beauvais erhielt das Ministerium des Cultus, das man von dem des öffentlichen Unterrichts trennte, welches Herrn von Vatimosnil zufiel. So blieb nach das Marineministerium; es wurde mir angeboten, aber ich schlug es aus. Der Graf von Roy bat mich, ihm Jemanden zu bezeichnen, der mir angenehm sei und den ich aus der Farbe meiner Meinung wählen sollte. Ich nannte ihm Herrn Hyde de Neuville. Außerdem mußte ein Hofmeister für den Herzog von Bordeaux gefunden werden; der Graf von Roy sprach mit mir davon und ich dachte zuerst an Herrn von Chéverus. Der Finanzminister eilte zu Karl X., und dieser sagte zu ihm: „Gut es sei, also Hyde für die Marine; aber warum übernimmt Chateaubriand dieses Ministerium nicht selbst? Was Herrn von Chéverus betrifft, so wäre die Wahl vortrefflich, und es thut mir leid, daß ich nicht daran gedacht habe; vor zwei Stunden wäre es noch Zeit gewesen; sagen Sie dies Chateaubriand, aber Tharin ist bereits ernannt.“

Der Graf von Roy theilte mir das Resultat seiner Unterredung mit und setzte hinzu: „Der König wünscht, daß Sie eine Gesandtschaft annehmen; wenn Sie wollen, können Sie nach Rom gehen.“ Das Wort Rom äußerte eine magische Wirkung auf mich; ich empfand die Versu-

chung, der die Anachoreten in der Wüste ausgesetzt waren. Indem Karl X. dem ihm von mir bezeichneten Freunde das Marineministerium gab, that er den ersten Schritt, um mir entgegen zu kommen und ich konnte ihm das, was er von mir erwartete, nicht mehr abschlagen; ich willigte daher nochmals ein, mich zu entfernen. Diesmal gefiel mir wenigstens mein Exil. Ich fühlte den Wunsch in mir, zur Ruhe zu kommen und im Augenblicke meines politischen Sieges in der Stadt der Gräber zu verschwinden. Es ist möglich, daß es meinem Vaterlande von Nutzen war, meiner entledigt zu sein; aus dem Gewicht, dessen ich mich bewußt bin, ahne ich, welche Last ich für Andere sein muß.

Der Herzog von Laval, den ich in Rom ersetzte, wurde zum Gesandten in Wien ernannt.

Untersuchung eines Vorwurfs.

Ehe ich auf einen anderen Gegenstand übergehe, bitte ich um Erlaubniß, einen Augenblick umzukehren und mich einer Last zu entledigen. Ich bin nicht ohne Schmerz auf die näheren Umstände meines langen Zwistes mit Herrn von Villèle eingegangen. Man hat mich beschuldigt, zum Sturze der legitimen Monarchie beigetragen zu haben; ich halte es für nöthig, diesen Vorwurf zu untersuchen.

Die unter dem Ministerium, welchem ich angehört habe, eingetretenen Ereignisse haben eine Wichtigkeit, die

es mit dem gemeinsamen Schicksale Frankreichs verknüpft; es giebt nicht einen Franzosen, auf dessen Geschick das Gute, das ich gewirkt haben kann und das Böse, das ich erlitten habe, keinen Einfluß gehabt hätte. In Folge sonderbarer und unerklärlicher Verkettungen und geheimer Beziehungen, welche zuweilen hohe Geschicke mit niedrigen verknüpfen, befanden sich die Bourbons wohl, so lange sie auf mich hörten. Sobald man aber glaubte, das am Fuße des Thrones wachsende Rohr zerbrechen zu müssen, schwankte die Krone und bald fiel sie herab.

Aber wenn die Scene sich auf eine traurige Art verändert hat, so darf ich, wie man sagt, nur mich anklagen; um mich für eine vermeintliche Beleidigung zu rächen, habe ich Alles entzweit, und diese Entzweiung hat als erstes Resultat den Sturz des Thrones herbeigeführt. Wir wollen sehen.

Herr vón Villèle hat erklärt, daß man weder mit mir, noch ohne mich regieren könne. Ersteres ist ein Irrthum, Letzteres war zu der Zeit, als Herr von Villèle es sagte, richtig, denn die verschiedensten Meinungen bildeten eine Majorität für mich.

Der Conseilpräsident hat mich nie gekannt; ich war ihm aufrichtig zugethan und habe ihm sein erstes Ministerium verschafft. Als Herr von Villèle zurücktrat, hatte ich meine Dimission als bevollmächtigter Minister in Berlin gegeben. Man überredete ihn, daß ich bei seinem Wiedereintritt in die Regierungsgeschäfte seine Stelle gewünscht habe. Diesen Wunsch hatte ich nicht. Ich gehöre nicht zu der furchtlosen Menschengattung, welche taub ist gegen die Stimme der Ergebenheit und der Vernunft. Die

Wahrheit ist, daß ich durchaus, keinen Ehrgeiz besitze; dies ist gerade die Leidenschaft, welche mir fehlt, da mich eine andere beherrscht. Als ich Herrn von Villèle bat, dem Könige eine wichtige Depesche zu überbringen, um mir die Mühe zu ersparen, ins Schloß zu gehen, damit ich Muße hatte, eine gothische Kapelle in der Straße Saint-Julien le Pauvre zu besuchen, hätte er über meinen Ehrgeiz beruhigt sein können, wenn er meine kindliche Offenheit oder meine stolze Geringschätzung besser zu beurtheilen verstanden hätte.

Nichts sprach mich in dem positiven Leben an, außer vielleicht das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Ich war weit entfernt, Herrn von Villèle stürzen zu wollen und hatte im Gegentheil zum Könige gesagt: „Sire, Herr von Villèle ist ein ausgezeichneter Präsident; Ihre Majestät müssen ihn für immer an der Spitze Ihres Staatsraths lassen.“

Herr von Villèle bemerkte es nicht; mein Geist konnte sich zur Herrschaft neigen, aber er war meinem Charakter unterworfen; ich fand Vergnügen in meinem Gehorsam, weil er mich von meinem Willen befreite. Seitdem übrigens Herr von Villèle sich von mir getrennt hatte, war die Politik in Unordnung gerathen; der Ultracismus, gegen den die Klugheit des Conseilpräsidenten noch ankämpfte, hatte ihn überflügelt. Der Widerspruch, den er von Seiten der inneren Meinungen und von der Bewegung der auswärtigen Meinungen zu erdulden hatte, machte ihn reizbar; daraus ging die Behinderung der Presse, die Auflösung der Nationalgarde rc. hervor. Durfte ich die Monarchie untergehen lassen, um mir den Ruf einer auf der

Lauer stehenden heuchlerischen Mäßigung zu erwerben? Ich war fest überzeugt, eine Pflicht zu erfüllen, indem ich an der Spitze der Opposition kämpfte, zu aufmerksam auf die Gefahr, welche ich auf der einen Seite erblickte, aber nicht genug auf meiner Hut wider die entgegengesetzte. Als Herr von Villèle gestürzt wurde, fragte man mich um Rath über die Bildung eines anderen Ministeriums. Wenn man meinem Vorschlage gemäß die Herren Casimir Périer, General Sebastiani und Royer=Collard genommen hätte, so hätten die Dinge sich halten können. Ich wollte das Departement der Marine nicht annehmen und ließ es meinem Freunde, Hyde de Neuville geben; ebenso schlug ich zweimal das Ministerium des öffentlichen Unterrichts aus; ich wäre nie wieder in den Staatsrath eingetreten, wenn ich nicht der Gebieter sein konnte. Ich ging nach Rom, um unter den Ruinen mein zweites Ich zu suchen, denn meine Person besteht aus zwei getrennten Wesen, welche nichts mit einander gemein haben.

Ich bin überzeugt, daß der Graf von Villèle die Gesellschaft, welche er regierte, nicht verstand, und daß die soliden Eigenschaften dieses klugen Ministers zur Zeit seines Ministeriums unvollständig waren; er war zu früh unter die Restauration gekommen. Die Finanzoperationen, die Handelsassociationen, die industrielle Bewegung, die Kanäle, die Dampfschiffe, die Eisenbahnen, die Straßen, eine materielle Gesellschaft, die nur für den Frieden eingenommen ist und nur an die Bequemlichkeit des Lebens denkt, die aus der Zukunft nur eine fortwährende Gegenwart machen will: in einer solchen Ordnung der Dinge würde Herr von Villèle König gewesen sein. Er hat

eine Zeit gewollt, die ihm nicht angehören konnte und aus Ehrgefühl will er eine Zeit nicht, die ihm gehört. Unter der Restauration waren alle geistigen Fähigkeiten lebendig; alle Parteien träumten von Wirklichkeiten oder Chimären; Alles stieß, vorwärts und rückwärts schreitend, lärmend zusammen, Niemand wollte bleiben, wo er war, die constitutionelle Legitimität erschien keinem der aufgeregten Gemüther als das letzte Wort der Republik oder der Monarchie. Man fühlte unter seinen Füßen in der Erde Armeen oder Revolutionen sich regen, welche für außerordentliche Menschen bereit waren. Herr von Villèle erkannte die Bewegung, er sah der Nation die Flügel wachsen, die sie zu ihrem Elemente, der Luft, dem unermeßlichen Raume emportragen sollten. Er wollte diese Nation auf dem Erdboden zurückhalten und sie daran befestigen, aber er hatte nie die Kraft dazu. Ich wollte die Franzosen mit dem Ruhme beschäftigen, sie in der Höhe festhalten, sie durch Träume zur Wirklichkeit zu führen suchen: dies ist es, was sie lieben.

Hätte ich das Resultat geahnet, so würde ich gewiß verzichtet haben; die Majorität, welche die Zustimmungsverweigerung votirte, würde sie gewiß nicht votirt haben, wenn sie die Folgen ihres Votums vorausgesehen hätte. Niemand wünschte ernstlich eine Katastrophe, ausgenommen einige einzelne Männer. Es hat anfangs nur ein Aufruhr stattgefunden und nur das Gefühl der Würde verwandelte ihn in eine Revolution; der Augenblick kam und es fehlte ihr an Einsicht, Klugheit und Entschlossenheit, die sie allein retten konnten.

Wie den ersten Widerwärtigkeiten der Monarchie, so

habe ich mich auch ihrem letzten Mißgeschick geweiht; das Unglück wird immer eine Stütze in mir finden. Ich habe Alles, Stellen, Pensionen und Ehren zurückgewiesen, und damit ich Niemanden um etwas zu bitten brauche, habe ich meinen Sarg verpfändet.

Aus dem Gesagten folgt, daß, wenn man gethan hätte, wozu ich rieth, wenn engherzige Gelüste ihre eigene Befriedigung nicht dem Interesse Frankreichs vorgezogen hätten, wenn die Regierung die verschiedenen Capacitäten besser zu würdigen gewußt hätte, wenn die auswärtigen Kabinete, wie Alexander, eingesehen hätten, daß das Wohl der französischen Monarchie von liberalen Institutionen abhängt, und wenn diese Kabinete die wieder hergestellte Autorität nicht im Mißtrauen gegen das Prinzip der Charte erhalten hätten, die Legitimität noch den Thron einnehmen würde. Ach! was geschehen ist, ist geschehen! vergebens kehrt man um und stellt sich wieder auf den Platz, den man verlassen hat, man findet nichts wieder: Menschen, Ideen, Verhältnisse, Alles ist dahin!

Frau Recamier.

Paris 1839.

Wir kommen zur römischen Gesandtschaft, zu Italien, dem Gegenstande meiner jugendlichen Sehnsucht. Ehe ich aber in meinem Berichte fortfahre, muß ich von einer Frau sprechen, die wir bis zum Ende dieser „Denkwürdigkeiten“

nicht mehr aus den Augen verlieren werden. Ein Briefwechsel entspinnt sich zwischen ihr und mir; man muß also wissen, an wen ich schreibe, wie und zu welcher Zeit ich Frau Recamier kennen gelernt habe.

In den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft traf sie mit Personen zusammen, welche, mehr oder weniger berühmt, eine Rolle auf dem Theater der Welt spielten. Alle haben ihr besondere Verehrung gewidmet. Ihre Schönheit mischt ihr ideelles Dasein mit den materiellen Thatsachen unserer Geschichte: gleich einem ruhigen Lichtreflex, der eine Gewitterlandschaft erleuchtet.

Hier muß ich abermals in die Vergangenheit zurückgehen und beim Scheine meiner niedergehenden Sonne ein Bildniß auf den Himmel zu zeichnen versuchen, über welchem die herannahende Nacht bald ihre Schatten verbreiten wird.

Ein nach meiner Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1800 im „Merkur" abgedruckter Brief hatte die Aufmerksamkeit der Frau von Staël rege gemacht. Ich war noch nicht aus der Emigrantenliste gestrichen; „Atala" hatte meinen Namen aber bekannt gemacht, Madame Bacciochi (Elise Bonaparte) erhielt auf das Ansuchen des Herrn von Fontanes meine Streichung von der Liste, mit der auch Frau von Staël sich beschäftigt hatte. Ich ging zu ihr, um ihr meinen Dank zu sagen. Ich erinnere mich nicht mehr, ob Christian von Lamoignon oder die Verfasserin von „Corinna" mich ihrer Freundin, der Frau Recamier vorstellte. Diese wohnte damals in ihrem Hause auf der rue du Mont-Blanc. Damals als ich aus meiner ländlichen Zurückgezogenheit trat und im öffentlichen Leben mehr

genannt wurde, war ich noch fast menschenscheu; kaum wagte ich meine Augen auf eine von Verehrern umringte Dame zu erheben.

Vier Wochen ungefähr nachher befand ich mich eines Morgens bei Frau von Staël, die mich während ihrer Toilette empfing. Sie ließ sich von Mlle. Olive ankleiden und spielte während des Gesprächs mit einem kleinen grünen Zweige. Plötzlich trat Frau Recamier weiß gekleidet herein und setzte sich mitten auf ein blauseidenes Sopha. Frau von Staël setzte stehend ihr sehr lebhaftes Gespräch fort und zeigte sich dabei sehr beredt; ich hatte meine Augen auf Frau Recamier geheftet und antwortete kaum. Ich hatte nie etwas Aehnliches gesehen und fühlte mich mehr als je entmuthigt. Meine Bewunderung machte mich mit mir selbst unzufrieden. Frau Recamier ging und ich sah sie erst nach mehr als zwölf Jahren wieder.

Was sie während dieser Zeit gethan, welche Lebensschicksale sie erfahren, kann ich aus eigner Anschauung nicht erzählen, sondern muß für diesen Zweck zu anderen Autoritäten meine Zuflucht nehmen, die aber unverwerflich sind. Zuerst hat Frau Recamier selbst mir Thatsachen erzählt, deren Augenzeugin sie gewesen und hat mir schätzbare Briefe mitgetheilt. Was sie gesehen, davon schrieb sie einzelne Bemerkungen nieder und hat mir erlaubt, diese zu benutzen, selten sie anzuführen. Außerdem haben Frau von Staël in ihrem „Briefwechsel“, Benjamin Constant in seinen theils gedruckten, theils im Manuscript vorhandenen „Erinnerungen“ (Souvenirs), Herr Ballanche in einer „Notiz“ über unsere gemeinsame Freundin, die Herzogin Abrantes in ihren „Skizzen“ und Frau von Genlis

in den ihrigen mir hinreichende Materialien zu meinem Berichte geliefert. Ich durfte nur die Erzählungen dieser berühmten Verfasser an einander reihen und die etwaigen Lücken mit meinem Berichte ausfüllen, wenn einige Ringe in der Kette der Ereignisse gerissen oder verloren gegangen waren.

Kindheit und Jugend der Frau Recamier.

Ich sah in Lyon den botanischen Garten, der sich auf den Ruinen des alten Amphitheaters und in den Gärten der ehemaligen Abtei de la Déserte befindet, die ebenfalls jetzt abgetragen worden ist. Zu unsern Füßen fließen der Rhone und die Saone; in der Ferne erhebt sich das höchste Gebirge Europa's, die erste Grenzsäule Italiens. Frau Recamier wurde in diese Abtei gebracht, um ihre Kindheit daselbst zu verleben. Das Namensfest der Aebtissin war das Hauptfest der Gemeinde; die Schönste der Kostgängerinnen sprach dann die gewöhnlichen Glückwünsche, sie wurde von ihren Mitschülerinnen festlich geschmückt, aber unter tiefem Schweigen, denn die Stunde des Aufstehens gehörte zu denen, die man in den Klöstern die „Stunde des Schweigens“ nannte. Es versteht sich von selbst, daß Julie an diesem Tage die Gefeierte war. Ihre Aeltern, die sich in Paris wohnhaft gemacht hatten, riefen nach einiger Zeit ihr Kind zu sich und unter den Notizen der Frau Recamier aus jener Zeit finde ich eine, in welcher sie

ihr schmerzliches Bedauern ausdrückt, diesen Aufenthalt des stillen Kinderglücks verlassen zu müssen.

Bei der Schilderung der Jugendzeit der Frau Recamier lassen wir uns von Benjamin Constant leiten, einem Manne, der wohl nächst Voltaire der geistvollste Franzose genannt werden kann. Seine Feder gewinnt bei dem Entwerfen dieses Gemäldes eine Anmuth, die ihm nicht eigenthümlich war.

„Unter den Frauen unserer Zeit," sagt er, „welche Schönheit des Körpers, des Geistes oder des Charakters berühmt gemacht haben, ist besonders eine, die ich zu schildern suchen werde. Ihre Körperschönheit erwarb ihr zuerst Bewunderung; später, als man ihren Seelenadel erkannte, schätzte man diesen noch höher als jene. Die Gewohnheit des Salonlebens gab ihrem Geiste Gelegenheit, sich zu entwickeln und auch er blieb hinter den Vorzügen ihres Körpers und ihres Herzens nicht zurück.

„Kaum dreizehn Jahre alt, ward sie mit einem Manne vermählt, der durch sein umfassendes Geschäftsleben verhindert war, ihre große Jugend zu leiten; und so fand sich Frau Recamier fast ganz auf sich selbst beschränkt.

„Mehrere Frauen derselben Zeit haben Europa auf verschiedene Weise beschäftigt. Die meisten zahlten ihrer Zeit den Tribut theils durch unzarte Liebesabenteuer, theils durch tadelnswerthe Hingebung an die verschiedenen Zeitrichtungen.

„Frau Recamier ging glänzend und rein aus dieser Atmosphäre hervor, die, was sie nicht verdarb, doch beschmutzte. Schon ihre Kindheit war ihr ein schützender Schild. Fern von der Welt in einer Einsamkeit erzogen,

die von Kunst und Wissenschaft verschönt wurde, hatte sie sich an jene reizenden und poetischen Beschäftigungen gewöhnt, welche den Schmuck eines spätern Alters bilden.

„Als sie in das Leben der damaligen großen Welt eintrat, fand sie es ihrer Natur zu widersprechend, um nicht gern ihr häusliches Stillleben vorzuziehen. Man sah sie in den damals einem Jeden offenen Häusern, welche die einzig möglichen Gesellschaftskreise bildeten, weil jede geschlossene Gesellschaft verdächtig war, wo Alles zuströmte, weil man dort ohne etwas zu sagen sprechen und wo man sich begegnen konnte, ohne sich zu compromittiren; wo schlechter Geschmack die Stelle des Geistes und Zuchtlosigkeit die Stelle der Heiterkeit vertrat. Man sah sie nie in den Gesellschaftszirkeln des Directoriums, wo die Macht eben so furchterregend als gemein war und nicht weniger Besorgniß als Verachtung einflößte.

„Nur zuweilen verließ Frau Recamier ihre Einsamkeit, um das Theater oder die öffentlichen Spaziergänge zu besuchen und dieses seltene Erscheinen an diesen Allen zugänglichen Orten wurden zu wahren Ereignissen, Jeder andere Zweck dieser ungeheuren Versammlungen war vergessen; Jeder eilte, um ihr zu begegnen. Wer so glücklich war, sie zu führen, mußte die Bewunderung, wie Hindernisse überwinden; ihre Schritte wurden jeden Augenblick gehemmt von denen, die sich herandrängten, sie zu sehen. Sie genoß diese Triumphe mit der Fröhlichkeit eines Kindes und der Schüchternheit eines jungen Mädchens; aber die anmuthvolle Würde, welche sie in ihrer häuslichen Zurückgezogenheit von ihren jungen Freundinnen unterschied, zähmte bei ihrem öffentlichen Erscheinen

die leidenschaftliche Menge. Man konnte behaupten, daß sie nur durch ihre Gegenwart ihre Freundinnen, wie das größere Publikum beherrsche. So vergingen die ersten Jahre des Ehestandes der Frau Recamier unter poetischen Beschäftigungen und schuldlosen Vergnügungen im Hause, und vorübergehenden, aber gefeierten Besuchen der vornehmeren Welt.

„Mit der Zeit machte sich aber das Bedürfniß einer anderen geistigen Nahrung geltend. Der Trieb des Schönen gab ihr, noch ehe sie sie kannte, eine Vorliebe für Männer, die durch Talent und Geist sich auszeichneten.

„Herr von Laharpe war einer der ersten, welche den Werth dieser Frau erkannten, welche einst alle berühmte Männer ihrer Zeit um sich versammeln sollte. Er hatte sie in ihrer Kindheit gesehen, er sah sie verheirathet wieder, und die Unterhaltung mit dieser funfzehnjährigen Frau hatte einen unendlichen Reiz für einen Mann, den seine ungeheure Eigenliebe und die intimen Beziehungen zu den geistreichsten Männern Frankreichs sehr schwierig im Umgange machten.

„Herr von Laharpe legte bei Frau Recamier die Mehrzahl der Fehler ab, welche seinen Umgang sehr unangenehm, ja fast unerträglich machten. Er gefiel sich darin, ihr Führer zu werden; er bewunderte die schnelle Fassungskraft ihres Geistes und das Verständniß dessen, was er ihr über Welt und Menschen offenbarte. Das geschah in jener Zeit, wo jene vielbesprochene Bekehrung Laharpe's eingetreten war, die so Viele als Heuchelei bezeichnet haben. Ich habe sie stets für aufrichtig gehalten. Das religiöse Gefühl ist eine dem Menschen inwohnende

Fähigkeit; es ist Unsinn, sie als die Ausgeburt des Trugs und der Lüge auszugeben. Man legt nichts in das menschliche Gemüth, als was die Natur selbst hineingelegt hat. Verfolgungen, Mißbrauch der Autorität zu Gunsten gewisser Dogmen, können uns zu Selbsttäuschungen führen, und gegen die Empfindungen taub machen, die wir haben würden, wenn man sie uns nicht geböte; aber sobald der äußere Zwang aufhört, kehren wir zu unserer ursprünglichen Richtung zurück. Sobald daher die Revolution dem Unglauben das Verdienstliche genommen hatte, konnten Männer, welche blos durch Eitelkeit zum Unglauben getrieben worden waren, wohl aufrichtig religiös werden.

„Herr von Laharpe gehörte zu diesen Männern; aber er behielt seinen unduldsamen Charakter, und jene finstere Ansicht, die ihn immer neuen Haß einsaugen ließ, ohne den alten abzulegen. Alles dies Stachliche seiner Frömmigkeit verschwand jedoch bei Frau Recamier.

„Wir kommen jetzt zu der Zeit, wo Frau Recamier zum ersten Male sich als Gegenstand einer starken und nachhaltigen Leidenschaft sah. Bisher hatte sie nur allgemeine Huldigungen von allen Denen erhalten, welche ihr begegneten, aber ihre Lebensweise bot noch keineswegs einen festen Punkt dar, wo man gewiß sein konnte, sie zu finden. Sie empfing keine Besuche in ihrem Hause, denn sie hatte sich noch keinen Kreis gebildet, in den man täglich eintreten konnte, um sie zu sehen und um ihren Beifall zu werben.

„Im Sommer 1799 bezog Frau Recamier das Schloß Clichy, eine Viertelstunde von Paris. Ein Mann, der seitdem durch die verschiedenen Ansprüche, noch mehr aber

durch die Vortheile, die er ausgeschlagen, als durch die Erfolge, die er errungen, berühmt geworden ist, Lucian Bonaparte, ließ sich bei ihr vorstellen.

„Er hatte bis dahin nur leichte Eroberungen gesucht, und um sie zu erringen, nur Romanmittel versucht, die seine geringe Weltkenntniß ihm als untrüglich darstellte. Es ist möglich, daß der Gedanke, die schönste Frau seiner Zeit zu gewinnen, ihm zunächst verführte. Jung, das Haupt einer Partei im Rathe der Fünfhundert, Bruder des ersten Feldherrn seines Jahrhunderts, schmeichelte es ihm, die Triumphe eines Staatsmannes und die Erfolge eines Liebhabers in seiner Person zu vereinigen.

„Er kam auf den Gedanken, seine Liebe der Frau Recamier in einer Dichtung zu erklären; er entwarf einen Brief: „Romeo's an Julietten," und sandte ihn als ein Werk von ihm derjenigen, die denselben Namen trug."

Wir fügen diesen Brief Lucians bei; denn es ist interessant, mitten unter den Revolutionen, die die wirkliche Welt erschüttert haben, einen Bonaparte sich in die Welt der Fictionen versenken zu sehen.

Romeo's Brief an Juliette.

Vom Verfasser der Tribu indienne.

Venedig, den 20. Juli.

„Romeo schreibt Ihnen, Julie: wenn Sie sich weigern, mich zu lesen, so wären Sie grausamer als unsere Aeltern, deren lange Zwistigkeiten sich endlich beizulegen beginnen. Gewiß, diese Zwistigkeiten werden nicht mehr erstehen . . . .
Vor wenig Tagen noch kannte ich nur Ihren Ruf. Ich

hatte Sie zuweilen in den Tempeln und bei den Festen bemerkt; ich wußte, daß Sie die Schönste waren, tausend Stimmen flossen über von Ihrem Lobe, und Ihre Reize waren mir aufgefallen, ohne mich zu blenden... Warum hat der Friede mich Ihrer Herrschaft überliefert? Der Friede! er besteht in unseren Familien, in meinem Herzen aber herrscht Verwirrung.

„Erinnern Sie sich noch jenes Tages, wo ich zum ersten Male Ihnen vorgestellt wurde? Wir feierten bei einem zahlreichen Banquet die Versöhnung unserer Väter. Ich kam aus dem Senat zurück, wo die, gegen die Republik erregten Unruhen einen lebhaften Eindruck hervorgebracht hatten ... Da kamen Sie und Alles drängte sich Ihnen entgegen. Wie schön sie ist! rief man.

„Am Abend erfüllte die Menge die Gärten von Bedmar. Die Lästigen, die nirgends fehlen, bemächtigten sich meiner. Diesmal konnte ich ihnen weder Geduld, noch Herablassung zeigen: sie hielten mich ja fern von Ihnen! ... Ich wollte mir Rechenschaft von der Verwirrung geben, die sich meiner bemächtigte. Ich kannte die Liebe und wollte sie bewältigen ... Ich wurde fortgerissen und verließ mit Ihnen den Ort des Festes.

„Ich habe Sie seitdem wiedergesehen; die Liebe schien mir zu lächeln. Eines Tages, wo Sie unbeweglich und träumerisch am Ufer des Wassers saßen, eine Rose entblätternd, sprach ich allein mit Ihnen ... ich hörte einen Seufzer ... eitle Täuschung! Als ich aus meinem Irrthum erwachte, sah ich die Gleichgültigkeit mit der ruhigen Stirne zwischen uns sitzen ... Die Leidenschaft, die mich beherrscht, sprach sich in meinen Worten aus; die Ihrigen

dagegen trugen das liebenswürdige, aber grausame Gepräge der Kindheit und des Scherzes.

„Ich möchte Sie alle Tage sehen, als wenn die Wunde noch nicht tief genug in mein Herz gedrungen wäre. Die Augenblicke, wo ich Sie allein sehe, sind sehr selten, und jene jungen Venetianer, die Sie umgeben und fade Schmeicheleien zu Ihnen sprechen, sind mir unerträglich. Kann man mit Julietten, wie mit anderen Frauen sprechen!

„Ich wollte Ihnen schreiben; Sie werden mich kennen lernen und nicht länger ungläubig sein. Mein Herz ist unruhig; es dürstet nach Mitgefühl. Wenn die Liebe das Ihrige nicht bewegt hat, wenn Romeo in Ihren Augen nur ein gewöhnlicher Mann ist, o, so beschwöre ich Sie, bei den Fesseln, die Sie mir auferlegt haben, seien Sie streng gegen mich; lächeln Sie mir nicht mehr zu, sprechen Sie nicht mehr mit mir, stoßen Sie mich von sich. Befehlen Sie mir, mich zu entfernen, und wenn ich diesen strengen Befehl ausführen kann, so erinnern Sie sich wenigstens, daß Romeo Sie stets lieben wird; daß Niemand ihn je so beherrscht hat, wie Julie, und daß er wenigstens in der Erinnerung für Sie fortfahren wird zu leben."

Benjamin Constant fährt folgendermaßen fort: „Der Styl dieses Briefes ist sichtbar allen Romanen entlehnt, welche die Leidenschaften geschildert haben, von „Werther" bis zur „Neuen Heloise." Frau Recamier erkannte leicht aus mehreren Einzelnheiten, daß sie selbst der Gegenstand der Liebeserklärung sei, die man ihr als eine einfache Lectüre darbot. Sie war nicht genug an die direkte

Sprache der Liebe gewöhnt, um aus Erfahrung zu wissen, daß nicht Alles in den Ausdrücken aufrichtig gemeint sei; aber ein richtiger und sicherer Instinkt setzte sie davon in Kenntniß; sie antwortete einfach aber heiter, und zeigte weit mehr Gleichgültigkeit, als Unruhe und Besorgniß. Es bedurfte nichts mehr, um in Lucian die Leidenschaft wirklich zu wecken, die er etwas übertrieben hatte.

„Lucian's Briefe wurden immer wahrer und beredter, je leidenschaftlicher er selbst wurde; man bemerkte wohl noch immer die Hinneigung zur Geziertheit, das Bestreben, sich eine gewisse Haltung zu geben; er kann nicht einschlafen, ohne sich „in die Arme des Morpheus zu werfen.“ Mitten in seiner Verzweiflung spricht er von den wichtigen Geschäften, die ihn umgeben; er wundert sich, daß ein Mann wie er, Thränen vergießen kann; aber in dieser seltsamen Verbindung von hohler Declamation und leeren Phrasen blickt doch Beredtsamkeit, Gefühl und wahrer Schmerz hindurch. Endlich, in einem leidenschaftlichen Briefe, worin er der Frau Recamier schreibt: „Ich kann Sie nicht hassen, aber ich kann mich tödten,“ bricht er plötzlich in die allgemeine Reflexion aus: „Ich vergesse, daß die Liebe sich nicht erzwingt, sondern nur ein Geschenk ist.“ Dann fügt er hinzu: „Nachdem ich Ihr Billet empfangen hatte, erhielt ich mehrere diplomatische Schreiben, und erfuhr eine Neuigkeit, die das öffentliche Gerücht Ihnen wohl schon zugebracht hat. Glückwünsche umschwirren, betäuben mich ... man spricht von Etwas, das nicht Sie betrifft!“ Dann kommt wieder eine Exclamation: „Wie schwach ist die Natur im Vergleich zur Liebe!“

„Die Nachricht, welche Lucian so unempfindlich fand,

war doch von großer Wichtigkeit: die Landung Bonaparte's bei seiner Rückkehr aus Aegypten.

„Ein neues Geschick war verheißend und drohend herangekommen; der 18. Brumaire ließ nur noch drei Wochen auf sich warten.

„Kaum der Gefahr dieses Tages entgangen, der stets einen so großen Platz in der Geschichte behalten wird, schrieb Lucian an Frau Recamier: „Ihr Bild ist mir erschienen! ... Sie wären mein letzter Gedanke gewesen.“

Frau von Staël. — Fortsetzung der Erzählung Benjamin Constant.

„Frau Recamier knüpfte mit einer Frau, die einen weit bedeutenderen Ruf besaß, als Herr von Laharpe, eine Freundschaft, die mit jedem Tage inniger ward.

„Necker, der von der Emigrantenliste gestrichen war, beauftragte Frau von Staël, seine Tochter, ein Haus zu verkaufen, das er in Paris besaß. Frau Recamier kaufte es und fand dadurch Gelegenheit, Frau von Staël zu sehen.

„Der Anblick dieser berühmten Frau erfüllte sie anfangs mit außerordentlicher Schüchternheit. Man hat viel über das Gesicht der Frau von Staël gesprochen. Aber ein stolzer Blick, ein sanftes Lächeln, der gewohnte Ausdruck des Wohlwollens, die Abwesenheit jeder kleinlichen Ziererei und beengender Zurückhaltung; schmeichelnde

Worte, Lobeserhebungen, die etwas geradezu gehen, aber dem Enthusiasmus zu entströmen scheinen, eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Unterhaltung setzt fast Alle, die sich ihr nahen, in Erstaunen, ziehen sie an und gewinnen ihr ihr Herz. Ich kenne keine Frau und sogar keinen Mann, der von seiner unendlichen Ueberlegenheit über alle Welt mehr überzeugt wäre, und diese Ueberzeugung den Anderen weniger fühlen ließe.

„Nichts war anziehender, als die Unterhaltungen der Frau von Staël und der Frau Recamier. Die Schnelligkeit der einen tausend neue Gedanken auszusprechen, die Gewandtheit der anderen, sie aufzufassen und zu beurtheilen; dieser männliche und starke Geist, der Alles enthält, und dieser zarte und feine Geist, der Alles begriff; diese Offenbarungen eines mächtigen Genius, welche einer jugendlichen Fassungskraft mitgetheilt wurden, die vollkommen würdig war, sie aufzufassen: dies Alles bildete einen Verein, den man unmöglich schildern kann, ohne das Glück gehabt zu haben, selbst Zeuge davon gewesen zu sein.

„Die Freundschaft der Frau Recamier für Frau von Staël kräftigte sich in einem Gefühle, das Beide theilten, Kindesliebe. Frau Recamier hing mit zärtlicher Liebe an ihrer Mutter, einer ausgezeichneten Frau, deren Gesundheit schon damals Besorgnisse erregte. Frau von Staël hatte ihrem Vater eine Verehrung gewidmet, welche der Tod nur noch steigern konnte. Stets hinreißend in ihrer Art des Ausdrucks, wurde sie es noch mehr, wenn sie von ihm sprach. Ihre bewegte Stimme, ihre Augen, die sich leicht mit Thränen füllten, die Aufrichtigkeit ihrer Begeisterung rührten selbst diejenigen, welche ihre Ansicht über die-

sen berühmten Mann nicht theilten. Man hat häufig das Lob, das sie ihm in ihren Schriften gegeben, lächerlich gemacht; aber wer sie je über diesen Gegenstand gehört hat, der kann darin keinen Gegenstand der Spottsucht finden, denn was wahr ist, ist nicht lächerlich."

Reise der Frau Recamier nach England.

Während des kurzen Friedens von Amiens machte Frau Recamier mit ihrer Mutter eine Reise nach London. Sie hatte Empfehlungsbriefe vom alten Herzog de Guignes, vor 30 Jahren Gesandter in England. Er hatte mit den glänzendsten Frauen seiner Zeit, der Herzogin von Devonshire, Lady Melbourne, der Marquise von Salisbury, der Markgräfin von Anspach, in die er verliebt gewesen, einen Briefwechsel unterhalten. Seine Gesandtschaft war noch in gutem Andanken, und er selbst von diesen achtbaren Damen noch nicht vergessen.

So groß ist die Macht der Neuheit in England, daß schon am folgenden Tage alle Zeitungen die Ankunft der fremden Schönheit meldeten. Frau Recamier erhielt die Besuche aller der Personen, denen sie ihre Briefe geschickt hatte. Unter diesen war die Herzogin von Devonshire, eine Dame von 45 bis 50 Jahren, die Bemerkenswertheste. Sie war noch immer in der Mode und schön, obgleich eines Auges beraubt, das sie mit einer Locke ihrer Haare bedeckte. Frau Recamier erschien zum ersten Male öffentlich in ihrer Gesellschaft. Die Herzogin führte sie in die

Oper in ihre Loge, wo sich der Prinz von Wales, der Herzog von Orleans und dessen Brüder, der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais einfanden.

„Alle Lorgnetten und alle Blicke wandten sich nach der Loge der Herzogin, und der Prinz von Wales, sagte Frau Recamier: „Wenn Sie nicht erdrückt werden wollen, müssen Sie das Schauspiel vor dem Ende verlassen.“ Aber kaum erhob sie sich von ihrem Sitze, so öffneten sich schleunig die Thüren sämmtlicher Logen; sie war um nichts gebessert und wurde von der Fluth der Menge bis zu ihrem Wagen getragen.

Am folgenden Tage besuchte Frau Recamier in Begleitung des Marquis von Douglas und dessen Schwester, der Herzogin von Somerset, den Park von Kensington. Die Menge drängte sich der Fremden nach, und dies erneuerte sich jedes Mal, wo sie sich öffentlich zeigte. Die Journale wiederhallten von ihrem Namen, ihr Porträt, gestochen von Bartolozzi, wurde durch ganz England verbreitet, und Herr Ballanche behauptet sogar, daß Schiffe es bis auf die griechischen Inseln trugen. Man hat von Madame Recamier eine Skizze von David, ein Porträt in Lebensgröße von Gérard, eine Büste von Canova. Das Porträt ist ein Meisterwerk Gérard's; aber es gefällt mir nicht, weil ich darin wohl die Züge, aber nicht den Ausdruck des Urbildes wieder erkenne.

Am Tage vor der Abreise der Frau Recamier baten der Prinz von Wales und die Herzogin von Devonshire sie, zu ihr zu kommen und einige Personen ihres Gesellschaftskreises mitbringen zu dürfen. Man machte Musik. Frau Recamier spielte mit dem Chevalier Marin, dem

ersten Künstler jener Zeit auf der Harfe, Variationen über ein Thema von Mozart. Diese Soirée wurde in den Zeitungen wie ein Conzert dargestellt; das die schöne Fremde dem Prinzen von Wales zum Abschied gegeben habe.

Am folgenden Tage schiffte sie sich nach dem Haag ein, und brauchte drei Tage für eine Ueberfahrt von 16 Stunden. Sie hat mir erzählt, daß sie während dieser stürmischen Tage im „Génie du Christianisme" gelesen; ich wurde ihr offenbart, wie sie sich wohlwollend ausdrückte, und ich erkenne darin jene Freundlichkeit, welche die Winde und das Meer stets für mich gehabt haben.

In der Nähe vom Haag besuchte Frau Recamier das Schloß des Prinzen von Oranien, der sie darum gebeten hatte.

Nach ihrer Rückkehr vereinigte Frau Recamier in Paris in ihrem Hause die ausgezeichnetsten Personen der unterdrückten Parteien und aller Ansichten, die sich nicht völlig dem Siege unterworfen hatten. Man sah daselbst die Berühmtheiten der früheren Monarchie und des neuen Kaisereichs: die Montmorency, die Sabran, die Lamoignon, die Generale Masséna, Moreau und Bernadotte. Die berühmteren Fremden begaben sich ebenfalls dahin, wie der Prinz von Oranien, der Kronprinz von Bayern, der Bruder der Königin von Preußen. Die Anziehungskraft war so unwiderstehlich, daß selbst Eugène von Beauharnais und die Minister des Kaisers diese Gesellschaftszirkel aufsuchten. Bonaparte konnte keinen fremden Erfolg leiden, selbst den einer Frau nicht. Er sagte: „Seit wann hält man Ministerrath bei Frau Recamier?"

Herr von Montmorency. — Bernadotte. — Moreau.

Ich komme jetzt zur Erzählung Benjamin Constants zurück: „Seit langer Zeit schritt Bonaparte, der sich der Regierung bemächtigt hatte, offen der Tyrannei entgegen. Die entgegengesetztesten Parteien erbitterten sich gegen ihn, und während die große Masse sich noch durch die Ruhe, die man ihr versprach, entnerven ließ, wünschten Republikaner und Royalisten einen Umsturz. Herr von Montmorency gehörte den letzteren durch seine Geburt, seine Verbindungen und seine Ansichten an. Frau Recamier beschäftigte sich eigentlich nur mit Politik aus Theilnahme für die Besiegten aller Parteien. Die Unabhängigkeit ihres Charakters entfernte sie von dem Hofe Napoleon's, dem anzugehören sie sich geweigert hatte. Herr von Montmorency fiel auf den Gedanken, ihr seine Hoffnungen zu vertrauen, schilderte ihr die Wiederherstellung der Bourbons mit Farben, die ihren Enthusiasmus erregen konnten, und beauftragte sie, zwei Männer, die damals in Frankreich von Bedeutung waren, einander näher zu bringen, nämlich Bernadotte und Moreau, um zu sehen, ob sie gegen Bonaparte sich vereinigen könnten. Sie kannte Bernadotte genau; er hatte etwas Chevalereskes in seinem Gesicht, edle Manieren, einen außerordentlich gewandten Geist, aber viel Declamatorisches in der Unterhaltung. Muthig im Gefecht, keck im Gespräch, aber schüchtern in allen Handlungen, die nicht rein militärisch waren, und unentschlossen in allen seinen Entwürfen hatte er etwas sehr Gewinnendes, sobald man ihn zuerst kennen

lernte; war aber zu gleicher Zeit ganz unfähig, einen bedeutenden Antheil an irgend einem kühnen Plan zu nehmen.

Alles, was einer Frau ein Mittel an die Hand giebt, ihre Macht zu üben, wird ihr stets angenehm sein. Es lag außerdem in dem Gedanken, Männer, ausgezeichnet durch ihren Ruhm und ihre Weltstellung gegen den Despotismus Bonaparte's aufzustacheln, etwas so Edles und Großartiges, das Frau Recamier wohl in Versuchung führen konnte. Sie gab sich daher auch dem Wunsche des Herrn von Montmorency hin, und brachte Bernadotte und Moreau in ihrem Hause häufig zusammen. Moreau zögerte, Bernadotte declamirte. Frau Recamier nahm Moreau's unentschiedene Worte für einen beginnenden Entschluß, und die donnernden Reden Bernadotte's für das Zeichen zum Aufstand gegen die Tyrannei. Die beiden Generale sahen dagegen mit Vergnügen ihre Unzufriedenheit durch so viel Schönheit, Geist und Anmuth geschmeichelt."

Ich muß dieser Schilderung Benjamin Constant's noch hinzufügen, daß Frau Recamier wohl nie diesen politischen Intriguen ihre Hand geliehen hätte, wenn ihr Unmuth nicht durch die Verbannung der Frau von Staël erregt worden wäre. Der künftige König von Schweden besaß die Liste der Generale, welche zur Partei der Unabhängigkeit gehörten, aber Moreau's Name fehlte darin, und doch war dieser der einzige, den man Napoleon hätte entgegenstellen können: Bernadotte allein wußte nicht, welch' ein Mann dieser Bonaparte war, dessen Macht er stürzen wollte.

Madame Moreau gab einen Ball, auf welchem ganz Europa vertreten war, nur Frankreich nicht, da nur die republikanische Opposition sich dazu eingefunden hatte. Während dieses Festes führte Frau Recamier General Bernadotte in einen kleinen Salon, in welchem nur die fernen Töne der Musik sie erinnerten, wo sie waren. Auch Moreau fand sich zu ihnen, und Bernadotte sagte ihm nach langen Erklärungen: „Ihre Popularität macht Sie von uns Allen allein geschickt an die Spitze des Unternehmens zu treten; sehen Sie, was Sie vermögen und wozu wir unter Ihrer Leituug im Stande sind." Moreau wiederholte nur, was er schon oft gesagt hatte, daß er die Gefahr wohl erkenne, welche die Freiheit bedrohe, daß man Bonaparte überwachen müsse, daß er aber den Bürgerkrieg fürchte.

Dieses Gespräch wurde immer lebhafter, und endlich rief Bernadotte dem General Moreau zürnend zu: „Sie wagen nicht, die Partei der Freiheit zu vertreten! Nun, Bonaparte wird sich der Freiheit und Ihrer entledigen. Jene wird trotz unserer Anstrengungen untergehen und Sie auch ohne Kampf in ihren Sturz verwickeln." Es waren prophetische Worte!

Die Muter der Frau Recamier war mit Frau Hulot, der Schwiegermutter Moreau's, bekannt, und Frau Recamier hatte mit Frau Moreau eine jener Jugendfreundschaften geschlossen, die man so gern im späteren Leben fortsetzt.

Während des Prozesses des Generals Moreau brachte Frau Recamier einen großen Theil ihrer Zeit bei Frau Moreau zu. Diese letztere sagte ihr, daß ihr Gatte es

beklage, sie noch nicht unter den Zuhörern, welche den Gerichtssaal füllten, gesehen zu haben. Schon am folgenden Tage nach dieser Unterhaltung wohnte Frau Recamier einer Sitzung bei. Beim Eintritt in das Amphitheater erhob sie ihren Schleier und durchlief mit ihrem Blick die Reihen der Angeklagten, um Moreau zu finden. Er erkannte sie, erhob sich und grüßte sie. Alle Blicke wendeten sich nach ihr; sie aber eilte die Stufen des Amphitheaters hinabzusteigen, um zu dem ihr bestimmten Platze zu gelangen.

Nach dem Schlusse der Sitzung holte der Richter, der Frau Recamier hereingeführt hatte, sie wieder ab, und führte sie über den Ort, wo das Gericht versammelt gewesen, durch eine Thür, die der, durch welche sie eingetreten, gegenüberlag. Sie mußte dabei längs den Sitzen der Angeklagten hingehen, und so traf es sich, daß sie von Moreau, der durch zwei Gensdarmen hinausgeleitet wurde, nur durch eine einfache Schranke getrennt war. Er sagte ihr einige Worte, die sie aber in ihrer Aufgeregtheit nicht verstand; sie wollte ihm antworten, aber ihre Stimme versagte ihr.

Jetzt, wo die Zeiten verändert sind, und der Name Bonaparte allein sie zu erfüllen scheint, kann man sich kaum denken, auf welcher schwachen Stütze damals noch seine Macht ruhte. Die Nacht, welche dem Urtheilsspruch vorherging, und während welcher das Gericht Sitzung hielt, war ganz Paris auf den Füßen. Moreau wurde zur Deportation verurtheilt und begab sich auf den Weg nach Cadix, von wo er sich nach Amerika einschiffen sollte. Frau Moreau begab sich eben dahin, und Frau Recamier

befand sich bei ihrer Abreise bei ihr. Sie sah, wie sie ihrem Sohn, der noch in der Wiege lag, umarmte und noch einmal zurückkehrte, um ihn abermals zu küssen; sie führte sie an ihren Wagen und empfing ihr letztes Lebewohl. Der General Moreau schrieb ihr aus Cadix einen Brief, worin er ihr für ihre Theilnahme dankte, und ihr Bericht von dem Orte seiner Verbannung und von seinem Leben daselbst gab.

Neckers Tod. — Rückkehr der Frau von Staël. — Frau Recamier im Coppet. — Der Prinz August von Preußen.

Frau von Staël erfuhr in Berlin die Krankheit ihres Vaters, und beeilte ihre Rückkehr; doch Necker war vor ihrer Ankunft in der Schweiz gestorben.

In diese Zeit fällt der Bankerott des Herrn Recamier. Frau von Staël erfuhr sehr bald dieses unglückliche Ereigniß und schrieb sofort an ihre Freundin einen Brief der herzlichsten Theilnahme.

Ein neues Interesse gewann dadurch Frau Recamier; sie verließ die Gesellschaft, ohne sich zu beklagen, und schien für die Einsamkeit wie für die große Welt gemacht. Ihre Freunde blieben ihr, denn diesmal zog sich das Glück allein zurück.

Frau von Staël lud ihre Freundin nach Coppet ein. Der Prinz August von Preußen, in der Schlacht bei Eylau zum Gefangenen gemacht, berührte auf seiner Reise

nach Italien, Genf, und verliebte sich daselbst in Frau Recamier.

Im Glauben, daß sie in eine Scheidung willigen könnte, trug er ihr sogar seine Hand an. In dem Gemälde Corinna, welches der Prinz von Gérard erhielt, ist dieser Leidenschaft ein Denkmal gesetzt; er schenkte es der Frau Recamier als eine fortdauernde Erinnerung an das Gefühl, welches sie ihm eingeflößt, und der innigen Freundschaft, welche Corinna und Julie vereinigte.

Auch Frau von Genlis hat diese Liebe des Prinzen August zu einem Roman benutzt, ich fand sie eines Tages in der Arbeit desselben vertieft. Sie wohnte im Arsenal mitten unter bestaubten Büchern in einem dunkeln Gemach. Sie erwartete Niemand; sie war in einem schwarzen Kleide, ihr Gesicht von ihren weißen Haaren beschattet; zwischen ihren Knien hielt sie eine Harfe, ihr Kopf war herabgebeugt auf die Brust, und ihre bleichen, abgemagerten Hände irrten über den Saiten hin, und entlockten ihnen schwache Töne, gleich den fernen, räthselhaften Stimmen des Todes. Was sang die ehrwürdige Sibylle? Sie besang Frau Recamier, die sie anfangs gehaßt, deren Schönheit und Unglück aber in der Folge ihre Theilnahme gewonnen hatte.

Frau von Staël liebte Frau Recamier in der Blüthe ihres Lebens; Frau von Genlis fand in ihrem Alter für sie die Sprache der Jugend wieder; die Verfasserin der „Mademoiselle de Clermont“ versetzte ihren Roman nach Coppet in die Wohnung der Verfasserin der Corinna, ihrer Rivalin, die sie verabscheute; das war ein Wunder. Ein anderes Wunder ist es, mich von diesen Einzelnheiten

schreiben zu sehen. Ich durchlaufe Briefe, die mich in Zeiten versetzen, wo ich einsam und unbekannt lebte. Es gab ein Glück ohne mich an den Ufern von Coppet, den ich seitdem nicht ohne ein Gefühl des Neides gesehen habe. Dinge, die mir auf der Erde entschlüpft sind, die mich flohen, die ich vermisse, würden mich tödten, wenn ich nicht so nahe meinem Grabe wäre; aber jetzt, wo das ewige Vergessen mir nahe tritt, sind Wahrheiten und Träume gleich eitel; am Ende des Lebens ist Alles verloren.

Zweite Reise der Frau von Staël nach Deutschland.

Frau von Staël reiste zum zweiten Mal nach Deutschland. Hier beginnt eine Reihe von Briefen an Frau Recamier, die vielleicht noch reizender sind als die ersten.

In den gedruckten Werken der Frau von Staël findet man nichts, was gleich natürlich, gleich beredt geschrieben wäre, wo die Phantasie dem Gefühl einen so wahren Ausdruck leiht. Die Tugend der Freundschaft der Frau Recamier mußte groß sein, da sie einer hochbegabten Frau das zu entlocken wußte, was noch unenthüllt und verborgen in ihrem Talente lag. Man erräth übrigens in dem traurigen Tone der Frau von Staël ein geheimes Mißvergnügen, das sich wohl der Schönheit anvertrauen konnte, die solche Wunden nie empfangen konnte.

Schloß Chaumont. — Brief der Frau von Staël an Bonaparte.

Frau von Staël war im Frühjahr 1812 nach Frankreich zurückgekehrt und bewohnte an den Ufern der Loire das Schloß Chaumont, 40 Stunden von Paris den Umkreis ihrer Verbannung. Frau Recamier besuchte sie auf diesem Landsitze.

Frau von Staël ließ damals ihr Werk über Deutschland drucken. Als der Druck beendet war, schickte sie es Bonaparte mit folgendem Briefe:

„Sire!

„Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Majestät mein Werk über Deutschland vorzulegen. Wenn Sie es einer Durchsicht würdigen, so glaube ich, werden Sie darin das Zeugniß eines Geistes finden, den Nachdenken und die Zeit gereift haben. Sire, seit 12 Jahren habe ich Ew. Majestät nicht gesehen und bin verbannt. Zwölf Jahre des Unglücks ändern alle Charaktere. Das Geschick lehrt Denen Entsagung, welche leiden. Im Begriff, mich einzuschiffen, bitte ich Ew. Majestät, mir eine Audienz von einer halben Stunde zu gewähren. Ich glaube, Ihnen Manches sagen zu können, was Sie interessiren dürfte und deshalb bitte ich um die Gunst eines Gehörs vor meiner Abreise. In diesem Briefe beschränke ich mich nur auf einen einzigen Umstand, nämlich die Beweggründe auseinander zu setzen, die mich zwingen, den Continent zu verlassen, wenn ich von Ew. Majestät nicht die Erlaubniß erhalte, ein in der Nähe von Paris gelegenes Landhaus zu bewohnen, wo meine Kinder bei mir sein können. Die Ungnade Ew. Majestät bringt den Personen, die sie trifft, in eine so un=

angenehme Lage in Europa, daß ich keinen Schritt thun kann, ohne die Wirkungen davon zu spüren. Die Einen fürchten sich, zu compromittiren, wenn sie mich sehen, die Andern halten sich für Römer, wenn sie über diese Besorgniß triumphiren. Die einfachsten Beziehungen der Gesellschaft werden zu drückenden Diensten, die ein stolzer Geist nicht ertragen kann. Manche meiner Freunde haben sich mit bewunderungswürdiger Großmuth meinem Schicksal angeschlossen; aber ich habe auch die tiefsten Gefühle erkalten sehen bei der Nothwendigkeit mit mir in der Einsamkeit zu leben und seit acht Jahren bringe ich mein Leben zwischen der Besorgniß zu, kein Opfer zu erhalten und dem Schmerz sie verlangen zu müssen. Es ist vielleicht lächerlich, mit dem Herrn der Welt solche Einzelnheiten zu besprechen, aber, Sire, Sie haben der Welt einen herrschenden Geist gegeben und in Bezug auf das menschliche Herz, begreift Ew. Majestät die umfassendsten wie die zartesten Fäden. Meine Söhne sind ohne Aussicht, ihr Fortkommen zu finden; meine Tochter ist dreizehn Jahre alt; in wenig Jahren soll über ihre Zukunft entschieden werden. Es wäre Egoismus, wollte ich sie zwingen, die traurigen Aufenthaltsorte mit mir zu theilen, an denen ich verdammt bin, zu leben. Also auch von ihr müßte ich mich trennen! Dieses Leben ist nicht zu ertragen und ich weiß auf dem Continente kein Mittel dagegen. Welche Stadt kann ich wählen, wo die Ungnade Ew. Majestät der Zukunft meiner Kinder wie meiner persönlichen Ruhe nicht unüberwindliche Hindernisse entgegensetzte? Ew. Majestät kennt vielleicht selbst nicht die Furcht, welche die Verbannten den meisten Behörden aller Länder einflößen, und ich könnte in

dieser Hinsicht Ihnen Dinge erzählen, die gewiß Ihren Willen weit übertreffen. Man hat Ew. Majestät gesagt, daß ich Paris wegen Talma und des Museums vermisse. Das ist ein angenehmer Scherz über die Verbannung, d. h. über das Unglück, welches Cicero und Bolingbroke für das unerträglichste von Allem erklärt haben; aber wenn ich jene Meisterwerke der Künste, welche Frankreich den Siegen Ew. Majestät verdankt, wenn ich jene schönen Tragödien, die Bilder des Heldenthums, liebte, könnten Sie mich deshalb tadeln, Sire? Das Glück eines Jeden richtet sich ja nach der Natur seiner Fähigkeiten; und wenn der Himmel mir Talent gegeben, habe ich nicht Phantasie, welche die Genüsse der Künste und des Geistes nothwendig macht? So viele Menschen verlangen von Ew. Majestsit wirkliche Vortheile jeder Art! Warum sollte ich erröthen, von Ihnen Freundschaft, Poesie, Musik, Gemälde zu verlangen, kurz jene ganze ideale Existenz, deren ich mich hingeben kann, ohne mich von der Demuth zu entfernen, die ich dem Monarchen Frankreichs schuldig bin?"

Dieser noch unbekannte Brief verdiente erhalten zu werden. Frau von Staël war nicht, wie man es behauptet hat, eine blinde und unversöhnliche Feindin. Sie wurde aber eben so wenig gehört wie ich, als ich mich genöthigt sah, Bonaparte um das Leben meines Vetters Armand zu bitten. Alexander und Cäsar wären von diesem Briefe einer so berühmten Frau gerührt worden; aber die Zuversicht des Verdienstes, das sich erkennt und dem Höchsten gleich achtet, diese Vertraulichkeit des Geistes, der sich dem Herrn von Europa gegenüberstellt, um mit ihm als gleichberechtigt zu unterhandeln, galten bei Bonaparte nur als

die Anmaßung einer maßlosen Eigenliebe. Er glaubte sich von allem, was eine unabhängige Größe verrieth, verletzt; die Niederträchtigkeit schien ihm Treue, der Stolz Empörung; er wußte nicht, daß das wahre Talent einen Napoleon nur im Genie anerkennt.

Frau Recamier und Matthieu von Montmorency werden ebenfalls verbannt. — Frau Recamier in Châlons.

Frau von Staël verließ Chaumont und kehrte nach Coppet zurück; Frau Recamier beeilte sich von Neuem, sie daselbst aufzusuchen; Matthieu von Montmorency blieb ihr gleichfalls ergeben. Beide wurden dafür bestraft, indem Napoleon sie ebenfalls auf 40 Stunden von Paris verbannte. Frau Recamier begab sich nach Châlons-sur-Marne und wählte diesen Aufenthalt besonders wegen der Nähe von Montmirail, dem Aufenthaltsorte des Herrn de La Roche-foucauld-Doudeauville.

Tausend Züge der Tyrannei Bonapartes sind in der allgemeinen Unterdrückung untergegangen. Die Verfolgten fürchteten ihre Freunde zu sehen, aus Furcht, sie in ihr Unglück hinein zu ziehen; ihre Freunde wagten nicht, sie zu besuchen, aus Besorgniß noch strengere Maßregeln auf sie herabzuziehen. Der Geächtete war gleich einem Pestkranken, vom gesammten menschlichen Geschlechte geflohen. Wohl aufgenommen, so lange man die Unabhängigkeit unserer Ansichten nicht kannte, wurden wir sofort gemieden,

sobald jene erkannt waren; niemand blieb bei uns, als die Wachsamkeit der Behörden, die unsere Verbindungen, unsere Gesinnungen, unseren Briefwechsel, jeden noch so unbedeutenden Schritt von uns ängstlich beobachteten. Das waren jene Zeiten des Glücks und der Freiheit.

Die Briefe der Frau von Staël geben über die Leiden jener Zeit vollkommenen Aufschluß, wo die Talente jeden Augenblick bedroht waren in einen Kerker geworfen zu werden, wo man sich nur mit den Mitteln beschäftigte, der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entgehen, wo man die Flucht wie eine Befreiung herbeisehnte. Wenn die Freiheit verschwunden ist, so bleibt wohl ein Land noch übrig, aber es ist nicht mehr das Vaterland.

Als Frau von Staël ihrer Freundin schrieb, daß sie sie nicht bei sich zu sehen wünsche wegen der Besorgniß, ihre Leiden zu vergrößern, so sagte sie nicht Alles. Sie war insgeheim mit Herrn von Rocca vermählt und daraus entstanden ihr so vielfache Verlegenheiten, welche die kaiserliche Polizei wohl benutzte. Frau Recamier, welcher Frau von Staël ihre neuen Sorgen verschweigen zu müssen glaubte, wunderte sich mit Recht über die Hartnäckigkeit, mit der sie ihr den Zutritt zu ihrem Schlosse in Coppet untersagte. Verletzt von dem Widerstande der Frau von Staël, für welche sie sich schon geopfert hatte, beharrte sie nichts destoweniger in ihrem Entschlusse, sie aufzusuchen.

Alle Briefe, die Frau Recamier hätten zurück halten sollen, bestärkten sie nur in ihrer Ansicht. Sie reiste ab, empfing aber in Dijon folgendes Billet:

„Ich sage Ihnen Lebewohl, geliebter Engel meines Lebens, mit der ganzen Zärtlichkeit meines Herzens. Ich

empfehle Ihnen August, er mag Sie sehen und möge auch ich ihn wiedersehen. Sie sind ein treues Herz. Hätte ich in Ihrer Nähe leben können, so wäre ich wohl zu glücklich gewesen: das Schicksal reißt mich fort. Leben Sie wohl."

Frau von Staël sollte Julie nicht wieder sehen als kurz vor ihrem Tode. Das Billet traf die Reisende wie ein Blitzstrahl. Plötzlich zu fliehen, fort zu gehen, ohne diejenige zuvor in ihre Arme geschlossen zu haben, welche herbei eilte, ihr Mißgeschick zu theilen, war dies nicht ein grausamer Entschluß der Frau von Staël? Es schien Frau Recamier, als wenn die Freundschaft sich weniger von dem Schicksal hätte fortreißen sollen.

Frau von Staël ging durch Deutschland und Schweden nach England. Napoleons Macht war ein anderes Meer, welches Albion von Europa trennte, wie der Ocean die Welt scheidet.

Frau Recamier in Lyon. — Frau von Chevreuse. — Spanische Gefangene.

Frau Recamier suchte, nachdem sie auf diese Weise verlassen worden war, voll Schmerz anfangs in Lyon, ihrer Geburtsstadt, einen Zufluchtsort. Hier traf sie Frau von Chevreuse, eine andere Verbannte. Frau von Chevreuse war vom Kaiser und dann von ihrer eigenen Familie gezwungen worden, sich dem kaiserlichen Hofe anzuschließen. Man findet kaum einen historischen Namen, der nicht lieber seine Ehre als den Besitz eines Waldes aufgegeben

hätte. Einmal in die Tuilerien eingeführt, hatte Frau von Chevreuse geglaubt, über einen Hof von Soldaten herrschen zu können. Wohl suchte dieser Hof sich die Gesellschaftsformen der früheren Zeit anzueignen, in der Hoffnung, seinen dunkeln Ursprung damit zu bedecken; aber die plebejischen Manieren waren noch zu roh, als daß sie Unterricht von der aristokratischen Impertinenz hätten annehmen mögen. Bei einer lebensvollen Revolution, die vollkommen beendigt ist, wie z. B. in Rom, konnte wohl das Patriziat ein Jahrhundert nach dem Sturz der Republik sich dazu verstehen, nur noch der Senat der Kaiser zu sein. Die Vergangenheit hatte den Kaisern der Gegenwart nichts mehr vorzuwerfen, denn sie war abgeschlossen; der Tadel traf den ganzen Staat. In Frankreich jedoch beeilte sich der Adel zu sehr, den Kammerherrnschlüssel des neuen Herrschers anzunehmen; das junge Kaiserreich verschwand vor ihnen und plötzlich sahen sie sich der alten, wieder aufgelebten Monarchie gegenüber.

Frau von Chevreuse, die an einer Brustkrankheit litt, bat um die Gunst, ihre letzten Tage in Paris vollenden zu können. Man stirbt nicht wann und wo man will. Napoleon, der so Viele hinopferte, wäre gar nicht mit ihnen fertig geworden, wenn er ihnen die Wahl ihres Grabes gelassen hätte.

Frau Recamier suchte ihren eigenen Kummer in der Milderung des Schmerzes Anderer zu vergessen. Durch die freundliche Nachgiebigkeit einer barmherzigen Schwester erhielt sie Erlaubniß, in Lyon heimlich die spanischen Gefangenen zu besuchen. Einer unter ihnen, tapfer und schön wie der Cid, lag im Sterben. Auf dem Strohe

sitzend, spielte er die Guitarre und sang, so oft er seine Wohlthäterin bemerkte, ihr Romanzen seines Vaterlandes, da er kein anderes Mittel hatte, ihr zu danken. Seine schwache Stimme und die leisen Töne des Instruments verloren sich in dem Schweigen des Gefängnisses. Seine Gefährten, halb in ihre zerrissenen Mäntel gehüllt, ihre schwarzen Haare über ihre gebräunten und abgemagerten Gesichter herabhängend, richteten mit Thränen des Dankes ihre Augen auf die Verbannte, die ihnen eine Gattin, eine Schwester oder eine Geliebte ins Gedächtniß zurückrief und die dasselbe Joch der Tyrannei trug.

Der Spanier starb. Er konnte wie jener polnische Dichter sagen: „Eine unbekannte Hand wird meine Augen schließen, das Läuten einer fremden Glocke meinen Tod verkünden und Stimmen werden für mich beten, die nicht die meines Vaterlandes sind.“

Frau Recamier in Rom. — Albano. — Canova.

Frau Recamier war zu stolz, um ihre Rückkehr zu bitten. Lange und vergeblich hatte Fouché in sie gedrungen, den kaiserlichen Hof zu schmücken. Man kann diese Palastunterhandlungen in den Schriften jener Zeit lesen. Frau Recamier begab sich nach Italien. Herr von Montmorency, der sie schon in Lyon aufgesucht hatte, begleitete sie bis nach Chambéry. Den Rest der Alpen überschritt sie nur begleitet von einer kleinen siebenjährigen Nichte, jetzt Frau Lenormant.

Rom war damals eine französische Stadt, die Hauptstadt des Departements der Tiber. Fouché, damals auf einer Sendung in Italien, führte den Oberbefehl in der Stadt der Cäsaren wie das Haupt der schwarzen Eunuchen in Athen.

Erobert, ohne ihren zweiten Alarich gesehen zu haben, herrschte in der ewigen Stadt tiefes Schweigen; nur Künstler lebten in ihr. Canova empfing Frau Recamier wie eine griechische Statue, welche Frankreich dem Museum des Vatican zurück gab.

Er besaß ein Haus in Albano, bot es der Reisenden an und diese brachte den Sommer daselbst zu. Das Balconfenster ihres Zimmers war eines jener großen Malerfenster, welche eine ganze Landschaft einschließen. Es ging nach den Ruinen der Villa des Pompejus; in der Ferne sah man über Olivenbäume die Sonne sich ins Meer senken. Canova kam gewöhnlich um diese Stunde zurück und gefiel sich oft, bewegt von diesem schönen Schauspiel, mit venetianischem Accent und angenehmer Stimme, die Barcarole: „O pescator dell' onda“ zu singen; Frau Recamier begleitete ihn auf dem Pianoforte. Der Urheber der Psyche und der Magdalene ergötzte sich an der Harmonie und suchte in Juliens Zügen das Bild der Beatrice, das er eines Tages zu machen gedachte. Rom hatte einst Rafael und Michel Angelo ihre Modelle in dem von Cellini etwas zu frei geschilderten poetischen Orgien krönen sehen; um wie viel schöner war diese kleine, züchtige Scene zwischen einer verbannten Frau und diesem Canova!

Einsamer als je, trug damals Rom Witwentrauer; sie sah nicht mehr jene friedlichen Fürsten in ihren Mauern,

welche ihre alten Tage mit allen Wundern der Kunst schmückten. Das Geräusch der Welt hatte sich abermals von ihr entfernt und der St. Peters Dom war verlassen wie das Colliseum.

Der Fischer von Albano.

Wie Frau Recamier schon in Lyon die spanischen Gefangenen getröstet hatte, so fand sie auch in Albano Gelegenheit, ihr Mitgefühl einem andern Opfer derselben Macht, unter der sie litt, zuzuwenden. Ein Fischer war des Verständnisses mit den Unterthanen des Papstes angeklagt und zum Tode verurtheilt worden. Die Bewohner von Albano baten die zu ihnen geflüchtete Fremde für diesen Unglücklichen eine Fürbitte einzulegen. Man führte sie in den Kerker und bei dem Anblick der Verzweiflung des Gefangenen brach sie in Thränen aus. Der Unglückliche bat sie um ihre Unterstützung, um ihre Vermittlung, um seine Rettung; eine Bitte, die um so herzzerreißender war, da sie die Unmöglichkeit, sie zu erfüllen vor Augen sah. Die Nacht brach schon ein und er sollte mit Tagesanbruch erschossen werden.

Wie überzeugt auch Frau Recamier von der Nutzlosigkeit ihrer Vermittlung war, so zögerte sie doch nicht, sie zu versuchen. Man bringt ihr einen Wagen und sie steigt ohne die Hoffnung, die sie dem Verurtheilten läßt, ein. Sie eilt durch die von Räubern unsicher gemachte Cam=

pagna, kommt nach Rom, findet aber den Polizeidirector nicht. Sie erwartet ihn zwei Stunden lang im Palast Fiano und zählt die Minuten eines Lebens, dessen letzte herannaht. Als Herr von Norvins endlich kam, setzte sie ihm den Zweck ihrer Reise auseinander, erhielt aber die Antwort, daß das Urtheil bereits gesprochen sei und er nicht die nöthige Vollmacht habe, es außer Wirksamkeit zu setzen. Mit zerrissenem Herzen kehrte Frau Recamier zurück: der Gefangene hatte aufgehört zu leben, als sie sich Albano näherte. Die Bewohner erwarteten die Französin am Wege und eilten ihr entgegen, sobald sie sie von Weitem erblickten. Der Priester, der ihm in seinen letzten Augenblicken beigestanden hatte, brachte ihr seine letzten Segenswünsche: er dankte der Dame, die er nicht aufgehört habe, während seines letzten Ganges mit den Augen zu suchen und empfahl ihr für ihn zu beten. Frau Recamier wurde von dem Geistlichen in die Kirche geführt, wohin ihr die Menge nachfolgte.

Um einen Widerwillen gegen die Eroberer zu erhalten, müßte man alle Leiden, die sie verursachen, kennen; müßte man Zeuge der Gleichgültigkeit sein, mit der man ihnen die schuldlosesten Geschöpfe in irgend einem Winkel des Erdkreises opfert, wohin sie nie ihren Fuß gesetzt haben. Was hatten die Siege Bonapartes von dem Leben eines armseligen Fischers der römischen Staaten zu befürchten? Gewiß hat er niemals gewußt, daß dieser Fischer je gelebt hat; in dem Getümmel seines Kampfes mit den Königen hat er selbst den Namen seines Opfers nicht gekannt.

Frau Recamier in Neapel.

In Neapel, wohin sich Frau Recamier im Herbst begab, hörten die Beschäftigungen der Einsamkeit auf. Kaum war sie im Gasthof abgestiegen, so eilten die Minister des Königs Joachim herbei. Murat vergaß die Hand, die seine Reitpeitsche in ein Scepter verwandelt hatte und stand im Begriff, sich der Coalition anzuschließen. Bonaparte hatte sein Schwert mitten in Europa aufgepflanzt, und um dasselbe reihten sich die Königreiche, welche er seiner Familie austheilte. Caroline hatte das von Neapel erhalten. Frau Murat war keineswegs eine so zierliche antike Camee wie die Prinzessin Borghèse; aber sie hatte mehr Charakter und Geist als ihre Schwester. An der Festigkeit ihres Willens erkannte man das Blut Napoleons.

Caroline empfing Frau Recamier um so liebevoller, je mehr der Druck der Tyrannei sich bis nach Portici fühlbar machte. Die Stadt, welche das Grabmal Virgils und die Wiege Tasso's besitzt, wo Horaz und Titus Livius, Boccaccio und Sannazar lebten, wo Durante und Cimarosa geboren wurden, war von ihrem neuen Herrn verschönert worden. Ruhe und Ordnung waren wieder hergestellt und die Lazzaroni spielten nicht mehr mit Menschenköpfen Kegel, um den Admiral Nelson und Lady Hamilton zu amüsiren. Die Ausgrabungen in Pompeji waren erweitert; eine Straße schlängelte sich über den Pausilippo, wo ich 1803 vorbei gegangen war, um in Literna den Zufluchtsort der Scipionen aufzusuchen. Diese neuen

Könige einer militärischen Dynastie hatten in den Ländern, wo früher nur Elend und Versumpfung herrschten, ein neues Leben hervorgerufen.

Der König Murat: seine Briefe.

Murat, König von Neapel, war am 25. Mai 1771 zu la Bastide bei Cahors geboren und wurde nach Toulouse geschickt, um sich dort den Wissenschaften zu widmen. Da er den Studien keinen Geschmack abgewinnen konnte, so ließ er sich bei den Jägern der Ardennen anwerben, desertirte und flüchtete nach Paris. Hier wurde er in die constitutionelle Garde Ludwigs XVI. aufgenommen und erhielt nach Auflösung derselben die Stelle eines Lieutenants im 11. Regiment der berittenen Jäger. Nach der Hinrichtung Robespierres wurde er als Terrorist aus der Armee entlassen, was auch Bonaparte geschah und beide Soldaten blieben einige Zeit ohne Hülfsmittel. Nach dem 13. Vandémiaire wurde Murat wieder zu Gnaden aufgenommen. Napoleon ernannte ihn zu seinem Adjutanten. Unter ihm machte er die ersten Feldzüge in Italien mit, besetzte das Veltlin und vereinigte es mit der cisalpinischen Republik; nahm später Theil an der Expedition nach Aegypten und zeichnete sich in der Schlacht bei Abukir aus. Mit seinem Herrn kehrte er nach Frankreich zurück und erhielt den Auftrag, dem Rath der Fünfhundert die Thüre zu weisen. Bonaparte gab ihm seine Schwester

Caroline zur Ehe. Murat commandirte die Reiterei in der Schlacht bei Marengo und war zur Zeit der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, Gouverneur von Paris. Er beseufzte im Stillen diesen Mord, den laut zu tadeln er den Muth nicht hatte.

Als Schwager Napoleons und Marschall des Reichs besetzte Murat 1806 Wien; focht in den Schlachten bei Austerlitz, Jena, Eylau und Friedland, wurde Großherzog von Berg und drang 1808 in Spanien ein.

Napoleon rief ihn zurück und gab ihm die Krone von Neapel. Er gefiel den Neapolitanern durch seinen Luxus, sein theatralisches Costüm, seine Aufzüge und und Feste.

Als Vasal des Reichs zum Feldzug gegen Rußland aufgerufen, nahm er an allen Schlachten daselbst Theil und commandirte zuletzt auf dem Rückzuge von Smolensk nach Wilna. Mißvergnügt verließ er, wie Bonaparte, die Armee und suchte sich an der Sonne von Neapel zu erwärmen, wie sein Hauptmann es in den Tuilerien that. Diese an den Sieg gewöhnten Menschen konnten sich an das Mißgeschick nicht gewöhnen. Seitdem begann seine Verbindung mit Oesterreich. Er erschien noch einmal auf deutschen Schlachtfeldern im Jahre 1813, kehrte aber nach dem Verlust der Schlacht bei Leipzig nach Neapel zurück und knüpfte seine Unterhandlungen mit Oesterreich und Großbritannien wieder an. Ehe er jedoch ein festes Bündniß schloß, schrieb er an Napoleon einen Brief, den ich selbst beim Herrn von Mosburg habe vorlesen hören. Er schrieb darin seinem Schwager, daß er die Halbinsel sehr aufgeregt gefunden, daß die Italiener ihre nationale Unabhängigkeit verlangten und daß man, wenn man sie ihnen

nicht zurückgebe, fürchten müsse, sie könnten sich der Coalition des übrigen Europa anschließen und so die Gefahren Frankreichs vergrößern. Er bat Napoleon, Frieden zu schließen; denn dies sei das einzige Mittel, ein so mächtiges und schönes Reich sich zu erhalten. Sollte Bonaparte diese Bitte nicht beachten, so würde er, Murat, sich genöthigt sehen, entweder sein Königreich zu verlassen oder die Nationalinteressen der Italiener zu seinen eignen zu machen. Dieser ganz vernünftige Brief blieb mehrere Monate ohne Antwort; Napoleon hatte also keinen rechtlichen Grund, Murat des Verraths zu beschuldigen.

Dieser Letztere, zu einer schnellen Entschließung gedrängt, unterzeichnete am 11. Januar 1814 einen Vertrag mit dem Wiener Hofe, worin er sich verpflichtete, den Alliirten ein Corps von 30,000 Mann zu stellen und dafür den Besitz seines Königreichs Neapel und der eroberten päpstlichen Marken garantirt erhielt. Murat's Gemahlin hatte diese wichtige Verhandlung Frau Recamier mitgetheilt. In dem Augenblicke, wo er sich offen erklären sollte, traf Murat die letztere bei der Königin. Er war sehr aufgeregt und fragte sie, was sie von dem Schritte denke, den er zu thun im Begriff stehe; bat sie aber auch zugleich die Interessen des Volkes, dessen Fürst er geworden, wohl zu erwägen. Frau Recamier erwiderte: „Sie sind Franzos und müssen den Franzosen treu bleiben.“ Bei diesen Worten erbleichte Murat und sagte: „Ich bin also ein Verräther? Doch was ist hier zu thun? Es ist zu spät!“ Bei diesen Worten riß er heftig ein Fenster auf und zeigte mit der Hand nach der englischen Flotte, die eben mit vollen Segeln in den Hafen einlief.

Zwei Stunden später stand Murat an der Spitze seiner Garden und die Menge umgab ihn mit dem jauchzenden Geschrei: „Es lebe der König Joachim!“ Er hatte Alles vergessen und schien trunken vor Freude. Am folgenden Tage war große Vorstellung im Theater, San Carlo, wo der König und die Königin mit nicht endenwollendem Jubel empfangen wurden. Auch der österreichische Gesandte wurde begrüßt; die Loge des französischen Ministers war aber leer und dies schien Murat so zu beunruhigen, als wenn er das Gespenst Frankreichs im Hintergrunde dieser Loge gesehen hätte.

Am 16. Februar 1814 rückte Murat's Armee aus und zwang den Prinzen Eugen, sich hinter die Etsch zurückzuziehen. Napoleon, der anfangs in der Champagne unerwartet siegreich gewesen war, schrieb seiner Schwester Caroline Briefe, die von den Alliirten aufgegriffen wurden und sprach sich darin sehr verächtlich über Murat aus, den er jeden moralischen Muth absprach und dem er mit Absetzung von seinem Königreiche drohte. Murat verfolgte den Vicekönig nicht jenseits der Etsch; er schwankte zwischen den Alliirten und Napoleon, von dem er doch noch nicht ganz gewiß war, ob er den vereinigten Angriffen vollkommen unterliegen werde.

Eines Morgens brachte der Courier die Nachricht von dem Einzug der Russen in Paris nach Neapel. Die Königin lag noch im Bett und Frau Recamier saß neben demselben und unterhielt sich mit ihr, als man auf ihr Bett eine gewaltige Masse Briefe und Journale legte. Unter den letzteren befand sich auch eine Broschüre, „Bonaparte und die Bourbons.“ Bei ihrem Anblick rief die

Königin: „Ach! da ist ein neues Werk des Herrn von Chateaubriand, wir wollen es zusammen lesen.“ Und sie fuhr fort, die Briefe zu eröffnen.

Frau Recamier nahm die Broschüre, durchblätterte sie ein wenig, legte sie dann auf das Bett und sagte der Königin: „Madame, lesen Sie sie allein, ich muß nach Hause.“

Napoleon wurde auf die Insel Elba verbannt. Aber auch Murat erfuhr, daß man auf dem Congreß zu Wien ihn seiner Staaten zu berauben suche, die er doch so theuer erkauft hatte. Deshalb trat er insgeheim mit seinem Schwager ins Einverständniß.

Nach dem Frieden von Paris hatte Murat sich der Allianz angeschlossen, das mailändische Gebiet an Oesterreich zurückgegeben und sich mit seinen Truppen in die römischen Legationen zurückgezogen. Als aber Bonaparte wieder in Cannes gelandet und schon bis Lyon vorgedrungen war, änderte Murat plötzlich seine Politik und drang mit 40,000 Mann nach Oberitalien vor, um zu Gunsten Napoleons eine Diversion zu machen. In Parma lehnte er Bedingungen ab, welche die erschreckten Oesterreicher ihm damals noch anboten. Doch der General Firmont schlug die neapolitanischen Truppen zurück, ergriff die Offensive und trieb Murat bis Macerata zurück. Murat's Heer löste sich völlig auf und er selbst mußte sich auf ein Fahrzeug flüchten, um vielleicht die französische Küste zu gewinnen.

Die Königin zeigte, obgleib allein gelassen, eine bewundernswürdige Geistesgegenwart. Die Oesterreicher waren im Begriff, in die Stadt einzuziehen und in der

Zwischenzeit, während eine Behörde die andere ablöst, konnte die Anarchie leicht zu Unordnungen führen. Die Königin beeilt ihre Flucht nicht, läßt ruhig die Oesterreicher die Stadt in Besitz nehmen und am Abend ihre Galerien erleuchten. Das Volk, welches von außen das Licht sieht, glaubt, die Königin sei noch da und bleibt ruhig. Unterdessen entfernt sich Caroline durch eine geheime Treppe und schifft sich ein.

Auf ihrer Fahrt begegnete die Königin der Fregatte, welche den König Ferdinand führte. Das Schiff der flüchtenden Königin grüßt, doch das des zurückgerufenen Königs giebt den Gruß nicht zurück. Das Glück erkennt im Unglück nie seinen Bruder. So wechseln die Täuschungen, so durchkreuzt sich das unbeständige menschliche Geschick: heiter oder traurig, derselbe Abgrund trägt es und verschlingt es.

Murat landete am 25. Mai um 10 Uhr des Abends in derselben Bucht, wo sein Schwager gelandet war. Das Schicksal wollte, daß Joachim Napoleon stets parodirte. Dieser glaubte nicht an die Stärke des Unglücks und an die Kraft, die es großen Seelen leiht. Er verbot dem entthronten König nach Paris zu kommen und verbannte ihn in ein Landhaus bei Toulon, Namens Plaisance. Er hätte besser gethan, Murat zu sich zu rufen; wer weiß, was ein Soldat, wie dieser, in der Schlacht bei Waterloo für eine Veränderung hätte hervorbringen können. Der König von Neapel schrieb in seinem Schmerze mehrere Briefe an Frau Recamier, deren Kenntnißnahme vielleicht für die Geschichte von Interesse sein kann:

6. Juni 1815.

„Ich habe um Frankreichs willen die schönste Existenz verloren; ich habe für den Kaiser gefochten und seinetwegen sind meine Frau und meine Kinder in Gefangenschaft. Das Vaterland ist in Gefahr; ich biete meine Dienste an und man zögert sie anzunehmen. Ich weiß nicht, ob ich frei oder gefangen bin. Unterliegt der Kaiser, so muß ich in seinen Sturz hineingerissen werden, und man raubt mir die Mittel, ihm und mir selbst nützlich zu sein. Ich frage nach den Gründen, und man antwortet mir ausweichend, so daß ich über meine Lage kein Urtheil mehr habe. Ich kann mich nicht nach Paris begeben, wo meine Gegenwart dem Kaiser unangenehm ist; ich wage aber auch nicht zur Armee zu gehen, wo meine Gegenwart die Aufmerksamkeit des Soldaten zu sehr erwecken dürfte. Was soll ich thun? Warten, so antwortet man mir. Von einer anderen Seite sagt man, daß der Kaiser es mir nicht vergeben könne, daß ich ihn im vorigen Jahre verlassen hätte, und doch sagten Briefe aus Paris, als ich für Frankreich in den Kampfplatz trat: „Jedermann sei von dem König entzückt." Der Kaiser schrieb mir: „Ich rechne auf Sie, rechnen Sie auf mich: ich werde Sie nie verlassen." Der König Joseph schrieb mir: „Der Kaiser befiehlt mir, Ihnen zu schreiben, sich eilig in die Alpen zu werfen." Und da ich ihm nun bei meiner Ankunft meine unveränderten Gesinnungen bezeuge und mich erbiete, für Frankreich zu kämpfen, werde ich in die Alpen geschickt. Kein Wort des Trostes wird dem geboten, der kein anderes Unrecht gegen ihn gehabt hat, als zu sehr auf

edle Gesinnungen gerechnet zu haben, Gesinnungen, die er nie für mich gehabt hat.

„Meine Freundin, ich bitte Sie, mich von der Meinung Frankreichs und der Armee in Betreff meiner in Kenntniß zu setzen. Man muß alles ertragen können, und mein Muth wird größer sein als all mein Unglück. Alles ist verloren, nur die Ehre nicht. Ich habe einen Thron eingebüßt, aber der Ruhm meiner Thaten ist mir geblieben. Meine in allen Schlachten siegreichen Soldaten haben mich verlassen, aber ich bin nie besiegt worden. Die Desertion von 20,000 Mann warf mich fast den Feinden in die Hände; eine Fischerbarke rettete mich vor der Gefangenschaft, und ein Handelsfahrzeug brachte mich in drei Tagen an die französischen Küsten."

„18. Juni 1815.

„Ich habe so eben Ihren Brief empfangen. Es ist mir unmöglich, Ihnen die verschiedenen Empfindungen zu schildern, die er in mir erweckt hat. Für einen Augenblick habe ich mein eigenes Unglück vergessen, und mich nur mit meiner Freundin beschäftigt, deren edles Gemüth mich zu trösten suchte, indem sie mir ihren eigenen Schmerz zeigte. Beruhigen Sie sich. Alles ist verloren, aber die Ehre bleibt; mein Ruhm wird mein Unglück überleben, und mein Muth wird mich über alle Bitterkeiten meines Geschicks hinwegtragen. In dieser Hinsicht haben Sie nichts zu fürchten. Ich habe Thron und Familie verloren, ohne mich dadurch erschüttern zu lassen; aber die Undankbarkeit hat mich empört. Für Frankreich, für seinen Kaiser habe ich Alles verloren, und jetzt macht er mir ein Verbrechen

daraus, nach seinen Befehlen gehandelt zu haben. Er verweigert mir die Erlaubniß, seine Schlachten zn theilen und mich zu rächen; ja mir bleibt nicht einmal die freie Wahl meines Aufenthalts. Begreifen Sie die ganze Größe meines Unglücks? Was soll ich thun? Welchen Entschluß fassen? Ich bin Franzos und Vater: als Franzos soll ich meinem Vaterlande dienen; als Vater das Schicksal meiner Kinder theilen: die Ehre legt mir die Pflicht auf, zu kämpfen, und die Stimme der Natur sagt mir, daß ich bei meinen Kindern sein soll. Wem soll ich gehorchen? Kann ich nicht beiden genug thun? und wird es mir erlaubt sein, mich für das Eine oder das Andere zu entscheiden? Der Kaiser versagt mir den Zutritt zu seinen Armeen und wird mir Oesterreich die Mittel gewähren, zu meinen Kindern zu gelangen? Soll ich darum bitten? Ich, der jede Unterhandlung mit seinen Ministern ausgeschlagen habe? Dies ist meine Lage: geben Sie mir einen Rath. Ich werde Ihre Antwort und die des Herzogs von Otranto und von Lucian abwarten, ehe ich einen Entschluß fasse. Beachten Sie wohl die öffentliche Meinung und was man glaubt, daß mir zu thun gezieme, denn ich bin über die Wahl meines Aufenthalts nicht frei. Man macht mir ein Verbrechen daraus, meinen Thron verloren zu haben, und wirft mir meine jüngste Vergangenheit vor, während meine Familie in der Gefangenschaft schmachtet. Rathen Sie mir! Hören Sie die Stimme der Ehre und die der Natur, und wagen Sie als unparteiische Richterin, mir zu schreiben, was ich thun soll. Ich werde Ihre Antwort auf der Straße von Marseille nach Lyon erwarten."

Wenn man die persönliche Eitelkeit übergeht und diejenigen Illusionen, welche von dem Throne ausgehen, wenn man auch nur eine kurze Zeit darauf gesessen hat, so geben uns diese Briefe den Schlüssel, wie Murat von seinem Schwager dachte.

Die letzten Schicksale Murat's sind bekannt. Er flüchtet nach Corsika, versteckt sich anfangs daselbst in dem Dorfe Vescovato, zieht einige Truppen an sich und marschirt mit ihnen und dem General Franceschetti auf Ajaccio, der Geburtsstadt Napoleon's, die sich noch allein ihres Sohnes erinnerte. Die Garnison der Citadelle will ihn zum König von Corsika ausrufen; Murat lehnt dies aber ab. Sein Adjutant Mucirone bringt ihm von Paris aus den Befehl Oesterreichs, den Titel eines Königs abzulegen, und entweder Böhmen oder die Moldau zu seinem Aufenthalt zu wählen. „Es ist zu spät," antwortet Joachim, „der Würfel ist schon geworfen." Am 28. September geht Murat mit sieben Fahrzeugen und 250 Mann nach Italien unter Segel. Ein Sturm zerstreut die Flotille, und Murat wird am 8. October mit nur 2 Fahrzeugen in die Bucht von San Eufemia getrieben. Er landet mit ungefähr 30 Mann, versucht die Bevölkerung der Küste zum Aufstand zu bewegen, wird aber mit Flintenschüssen empfangen. Die beiden Fahrzeuge, die ihn hergebracht, suchen schleunig das offene Meer zu gewinnen, und Murat sieht sich von demselben Volke, das uoch vor Kurzem ihm zujauchzte, gefangen und mit Schimpf und Hohn überschüttet.

Noch im Gefängniß, konnte er den Gedanken nicht aufgeben, sich als König von Neapel zu betrachten. Es

schien ihm sogar möglich, das Reich mit dem König Ferdinand zu theilen und diesem Sicilien zu überlassen. Als ihm das Todesurtheil vorgelesen worden, verließ ihn einige Augenblicke lang seine Festigkeit; er vergoß Thränen und rief: „Ich bin Joachim, König beider Sicilien!" Er vergaß, daß Ludwig XVI, König von Frankreich, der Herzog von Enghien Enkel des großen Condé und Napoleon Herr von ganz Europa gewesen war: dem Tode gilt unser Rang gleich.

Am 13. October 1815 wurde Murat, nachdem er an seine Frau geschrieben, in einen Saal des Schlosses zu Pizzo geführt. Zwölf Soldaten, die vielleicht unter ihm gedient hatten, erwarteten ihn in zwei Reihen aufgestellt. Murat sah die Gewehre laden, wollte sich aber nicht die Augen verbinden lassen und wählte sich selbst den Platz, wo die Kugeln ihn am besten treffen konnten.

Im Augenblick, wo die Soldaten auf ihm angelegt hatten, rief er: „Soldaten, schont das Gesicht, zielt aufs Herz! Er fiel, in seinen Händen die Portraits seiner Frau und seiner Kinder haltend, die früher den Griff seines Degens geziert hatten.

Die verschiedene Todesart Napoleon's und Murat's stimmt ganz mit dem Charakter ihres Lebens überein.

Der prunksüchtige Murat wurde still zu Pizzo beerdigt in eine jener Kirche, welche erbarmensvoll alle Todten in ihrem Schooße aufnimmt.

Frau Recamier kehrt nach Frankreich zurück.

Auf ihrer Rückreise nach Frankreich traf Frau Recamier gerade in dem Augenblicke in Rom ein, wo der Papst seinen Einzug daselbst hielt.

Pius VII. wurde mit unendlichem Jubel empfangen. Man spannte seine Pferde aus und die Menge zog seinen Wagen bis zu den Stufen der Apostelkirche. Der heilige Vater sah nichts und hörte nichts; sein verzückter Geist weilte fern von der Erde; seine Hand erhob sich nur aus Gewohnheit über das Volk, um es zu segnen. Unter schmetternden Fanfaren, unter dem Gesange des Te Deum und unter dem Hurrahrufen der Schweizer betrat er die Basilika. Die Weihgefäße sendeten ihm die Düfte entgegen, die er nicht einathmete; er wollte nicht unter dem Thronhimmel und von Palmen beschattet getragen werden; er schritt gleich einem Schiffbrüchigen, welcher ein Gelübde zu erfüllen hat, einher. Er trug ein weißes Gewand; seine, ungeachtet des Unglücks und der Jahre schwarz gebliebenen Haare contrastirten mit der auffallenden Bläſſe seines Gesichts. Beim Grabmal der Apostel angekommen, warf er sich nieder und blieb lange unbeweglich und einem Todten ähnlich im Gebete versunken. Die Rührung der Umstehenden war tief, selbst Protestanten, die dieser Scene beiwohnten, vergossen heiße Thränen.

Welch' ein Gegenstand des Nachdenkens! Ein schwacher, hinfälliger, schutzloser Priester, dem Quirinal entrissen, als Gefangener in das Innere Frankreichs geschleppt, ein Märtyrer, der nur noch das Grab erwartet, entgeht

den Händen Napoleon's, und ergreift die Herrschaft einer Welt wieder, als die Pforten eines Gefängnisses jenseits des Meeres sich für den furchtbaren Kerkermeister der Völker und der Könige öffneten!

Pius VII. überlebte den Kaiser, er sah die Rückkehr der Meisterwerke des Vaticans, die ihn als treue Freunde in sein Exil begleitet hatten. Bei der Rückkehr von der Verfolgung zeigte der 70jährige Papst, als er unter der Kuppel der St. Peterskirche knieend lag, zugleich die ganze Schwäche des Menschen und die Größe Gottes.

Als Frau Recamier die savoyischen Alpen überstiegen hatte, fand sie in Pont de Beauvoisin die weiße Fahne und die weiße Cocarde. Die Prozessionen am Frohnleichnamstage schienen mit dem allerchristlichsten König zurückgekehrt zu sein. In Lyon kam die Reisende mitten in ein Fest für die Restauration. Die Begeisterung war aufrichtig. An der Spitze des Festcomité standen Alexis von Noailles und der Oberst Clary, Schwager Joseph Bonaparte's. Was man jetzt von der Kälte und dem Unmuth erzählt, mit welchem die legitime Königsfamilie zur Zeit der ersten Restauration empfangen worden sei, ist eine unverschämte Lüge. Die Freude war unter allen Parteien allgemein, selbst unter den ehemaligen Mitgliedern des Convents und den Anhängern des Kaisers, mit Ausnahme der Soldaten, deren edler Stolz unter diesem Mißgeschick blutete. Jetzt, wo man den Druck der militärischen Regierung nicht mehr fühlt, und die Eitelkeit wieder erwacht ist, muß man natürlich Thatsachen läugnen, welche sich mit den Theorien des Augenblicks nicht vereinigen. Das System verlangt, daß die Bourbons mit

Widerwillen aufgenommen und die Restauration eine Zeit der Unterdrückung und des Elendes gewesen sei. Das giebt Gelegenheit zu traurigen Betrachtnngen über die menschliche Natur. Hätten die Bourbons Lust und Kraft zur Unterdrückung gehabt; sie würden sich lange des Thrones haben erfreuen können. Die Gewaltthätigkeiten und die Ungerechtigkeiten Bonaparte's waren seiner Macht nur scheinbar gefährlich; sie nützten ihm im Gegentheil: man entsetzt sich vor der Unbilligkeit, bildet sich aber daraus eine große Idee und ist ganz geneigt, Denjenigen, der sich über die Gesetze stellt, als ein höheres Wesen zu betrachten.

Frau von Staël war vor Frau Recamier nach Paris gekommen und hatte ihr mehrere Male geschrieben, und sie namentlich dringend eingeladen, mit ihr einige Monate in Coppet zuzubringen.

Auch Frau von Genlis, die niemals mit Frau Recamier in näheren Berührungen gestanden hatte, beeilte sich, sich ihr zu nähern. Namentlich finde ich einen Brief von ihr, worin sie, in Frau Recamier auf die liebenswürdigste Weise dringt, unter ihrer Leitung ihre Memoiren zu schreiben.

Benjamin Constant.

Jetzt, wo ich Frau Recamier wieder nach Paris gebracht habe, kann ich eine Zeit lang meinen eigenen Erinnerungen folgen.

Die von den Beschlüssen des Wiener Congresses beunruhigte Königin von Neapel schrieb an Frau Recamier und bat sie, ihr einen Mann zu nennen, der fähig wäre, ihre Interessen in Wien zu vertreten. Frau Recamier wandte sich an Benjamin Constant und bat ihn, eine Denkschrift aufzusetzen. Dieser Umstand übte auf Constant den unglücklichsten Einfluß. Die Folge dieser Zusammenkunft war ein stürmisches Gefühl, unter dessen Herrschaft Benjamin Constant, schon früher ein heftiger Gegner Bonaparte's, sich zu Meinungsäußerungen hinreißen ließ, die er nur zu bald widerrufen sollte. Frau Recamier war ebenso ihrer Bewunderung für Bonaparte, als ihrem Hasse gegen den Unterdrücker unserer Freiheiten und gegen den Feind der Frau von Staël treu geblieben. Für sich selbst hätte sie nie einen Groll für denjenigen gehegt, der sie ins Exil schickte. Die Briefe, welche Benjamin Constant ihr in jener Zeit schickte, können, wenn auch nicht zum Studium des menschlichen Herzens, doch des menschlichen Kopfes dienen: man sieht daraus, was ein ironischer und romanesker, ernster und poetischer Geist aus einer Leidenschaft machen kann. Rousseau ist nicht offenherziger, aber er verbindet mit seinen phantastischen Liebhabereien eine aufrichtige Melancholie und eine wirkliche Träumerei.

Die Landung Bonaparte's in Cannes brachte eine allgemeine Bestürzung hervor. In diesen Tagen schrieb Benjamin Constant an Frau Recamier folgendes Billet:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich die Umstände benutze, Sie zu belästigen; die Gelegenheit ist zu schön. In 4 oder 5 Tagen wird sich gewiß mein Schicksal entscheiden; — denn, wenn Sie es auch gern nicht glauben mögen, um-

Ihr Interesse zu vermindern, so ist es doch gewiß, daß ich mit Marmont, Chateaubriand und Lainé in der gefährlichsten Lage bin. Siegen wir nicht, so bin ich in acht Tagen entweder geächtet und auf der Flucht oder in einem Kerker oder erschossen. Gewähren Sie mir daher während der zwei oder drei Tage, welche der Schlacht vorausgehen, so viel von Ihrer Zeit, als Sie entbehren können. Sollte ich sterben, so wird es Ihnen eine Beruhigung sein, mir diese Gunst erwiesen zu haben, deren Verweigerung Ihnen doch vielleicht leid thun würde. Mein Gefühl für Sie füllt mein ganzes Leben; ein Zeichen der Gleichgültigkeit macht mir mehr Schmerz als das Todesurtheil, das ich in vier Tagen erwarte, mir bringen könnte. Und wenn ich bedenke, das die Gefahr allein das Mittel ist, von Ihnen ein Zeichen der Theilnahme zu gewinnen, so kann ich mich darüber nur freuen.

„Sind Sie mit meinem Artikel zufrieden gewesen und wissen Sie, was man davon spricht?"

Benjamin Constant hatte Recht, er war eben so compromittirt, wie ich. Er hatte Bernadotte gegen Napoleon gedient, ferner seine Schrift: „De l'esprit de conquête," herausgegeben, in welcher er mit dem Tyrannen noch übler verfährt, als ich in meiner Broschüre: „Bonaparte und die Bourbons." Seine Artikel in den Zeitungen füllten das Maß seiner Gefahren bis zum Rande.

Am 19. März, in dem Augenblicke, wo Bonaparte vor den Thoren der Hauptstadt stand, war er kühn genug, im „Journal des Débats" einen Artikel zu unterzeichnen, welcher mit folgenden Worten schloß: „Ich werde als elender Ueberläufer nicht von einer Macht zur anderen

kriechen, die Schmach hinter Sophismen verstecken und feige Worte stammeln, um ein ehrloses Leben zu retten."

Benjamin Constant schrieb derjenigen, welche ihm diese Gesinnungen eingeflößt hatte: „Ich bin sehr froh, daß mein Artikel erschienen ist; heute kann man wenigstens meine Aufrichtigkeit nicht beargwohnen. Ich lege Ihnen ein Billet bei, welches man mir geschrieben hat, nachdem man den Artikel gelesen: könnte ich ein ähnliches von einer Anderen erhalten, so ginge ich freudig aufs Schaffot."

Frau Recamier hat sich stets Vorwürfe gemacht, daß sie, ohne es zu wollen, einen solchen Einfluß auf einen bis dahin ehrenvollen Mann gehabt hat. Es giebt wohl auch kein größeres Unglück, als schwankenden Charakteren energische Entschlüsse zu leihen, die sie später unfähig sind, festzuhalten.

Schon am 20. März widersprach Benjamin Constant factisch seinem Artikel vom 19. Nachdem er wenige Stunden sich von Paris entfernt hatte, kehrte er dahin zurück, und ließ sich von den Lockungen Bonaparte's gewinnen. Er wurde zum Staatsrath ernannt, und übernahm die Redaction der Additionalakte.

Seitdem trug er eine geheime Wunde im Herzen, und konnte den Gedanken an die Nachwelt nicht mehr mit Zuversicht denken. Sein verdüstertes und beflecktes Leben trug nicht wenig zu seinem frühen Tode bei. Gott bewahre mich über das Unglück zu triumphiren, dem selbst die erhabensten Naturen nicht entgehen können! Der Himmel schenkt uns nur Talente, die mit Schwächen eng verknüpft sind; die eines höher begabten Menschen sind

seine schwarzen Opfer, welche das Alterthum den Göttern der Unterwelt darbrachte, die sich doch nicht entwaffnen lassen.

Frau von Krüdener. — Der Herzog von Wellington.

Frau Recamier war während der Hundert-Tage in Frankreich geblieben, wozu sie von der Königin Hortense eingeladen worden war; die Königin von Neapel dagegen bot ihr ein Asyl in Italien an. Die Hundert-Tage vergingen. Frau von Krüdener folgte den Alliirten, als diese abermals in Paris einzogen. Sie hatte den Roman mit den Mysticismus vertauscht und übte einen großen Einfluß auf den Kaiser von Rußland.

Frau von Krüdener bewohnte ein Hôtel im Faubourg Saint-Honoré. Der Garten dieses Hôtels erstreckte sich bis zu den Elysäischen Feldern. Alexander kam incognito durch eine Gartenthüre zu ihr, und politisch-religiöse Gespräche endigten mit glühenden Gebeten. Frau von Krüdener hatte auch mich zu einer dieser himmlischen Taschenspielereien eingeladen. Ich, der allen Chimären hold ist, hasse doch die Unvernunft, verabscheue das Nebelhafte und verachte Taschenspielerkünste; man ist eben nicht vollkommen. Die Sache langweilte mich; je mehr ich beten wollte, desto mehr erkannte ich die Dürre meines Herzens. Ich hatte nichts Gott zu sagen, und der Teufel trieb mich zum Lachen. Frau von Krüdener war mir lieber gewesen als sie, von Blumen umringt und eine Bewohnerin dieser

sündigen Erde, noch Romane schrieb. Nachdem sie ein Engel geworden, suchte sie sich auch mit Engeln zu umgeben. Den Beweis findet man in folgendem reizenden Billet Benjamin Constant's an Frau Recamier:

„Donnerstag.

„Mit einiger Verlegenheit entledige ich mich eines Auftrags, den mir Frau von Krüdener gegeben. Sie bittet Sie, so wenig schön als möglich zu kommen. Sie sagt: Sie blendeten alle Welt, machten die Herzen unruhig und jede Andacht unmöglich. Sie können Ihren Reiz nicht ablegen, aber erhöhen Sie ihn nicht. Ich könnte noch manches bei dieser Gelegenheit über Ihr Gesicht hinzufügen, aber ich wage es nicht. Man kann geistreich sein, über den Reiz, welcher gefällt, aber nicht über den, welcher unser ganzes Wesen umstrickt. Ich werde Sie bald sehen; Sie haben mich um 5 Uhr bestellt, aber Sie werden vor 6 Uhr nicht zurück sein. Dann werde ich zu Ihnen sprechen können und werde es versuchen, auch dieses Mal liebenswürdig zu sein."

Auch der Herzog von Wellington machte Ansprüche auf die Ehre, einen Blick Juliens auf sich zu ziehen. Das folgende Billet ist nur durch seine Unterschrift von Interesse:

„Paris, 13. Januar.

„Ich gestehe, Madame, daß ich es nicht sehr bedaure, von Geschäften verhindert zu sein, diesen Nachmittag bei Ihnen zuzubringen, denn jedes Mal, wo ich Sie sehe, verlasse ich Sie, befangener von ihren Reizen und weniger aufgelegt, der Politik meine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

„Morgen, bei meiner Rückkehr von dem Abbé Sicard, werde ich bei Ihnen vorsprechen, im Fall Sie zu Hause sind, und trotz der Wirkung, welche die gefährlichen Besuche auf mich hervorbringen.

„Ihr getreuester Diener

„Wellington."

Ich finde Frau Recamier wieder. — Tod der Frau von Staël.

In einer traurigen Zeit sollte ich Frau Recamier wieder sehen; zur Zeit des Todes der Frau von Staël. Die Verfasserin von „Delphine" war nach den Hundert-Tagen leidend nach Paris zurückgekommen. Ich hatte sie in ihrem Hause und bei der Herzogin von Duras gesehen. Nach und nach verschlimmerte sich ihr Zustand so, daß sie genöthigt war, das Bett zu hüten. Eines Morgens war ich zu ihr gegangen; die Fensterladen waren zu zwei Drittheilen geschlossen; das Bett, der Mauer im Hintergrunde des Zimmers nahe gerückt, ließ nur einen schmalen Raum zur Linken frei; die Bettvorhänge waren um die Bettpfosten herumgeschlagen und bildeten am Kopfende zwei Säulen. Frau von Staël nahm eine halbsitzende Lage ein. Ich näherte mich dem Bette, und als mein Auge an die Dunkelheit gewöhnt war, erblickte ich die Kranke. Fieberhitze belebte ihre Wangen. Als sie mich erkannte, reichte sie mir ihre Hand und sagte: Bonjour, my dear Francis. Ich leide, aber das hindert mich nicht, Sie zu lieben." Ich drückte und küßte ihre Hand, und als ich

den Kopf wieder erhob, bemerkte ich auf der anderen Seite des Lagers in dem schmalen Raum Herrn von Rocca, das Gesicht entstellt, mit bleichen, ausgehöhlten Wangen. Ich hatte ihn früher nicht gesehen, und habe ihn nie wieder gesehen. Er öffnete den Mund nicht, verbeugte sich im Vorübergehen bei mir; man hörte das Geräusch seiner Tritte nicht: er entfernte sich gleich einem Schatten. Diese beiden Gespenster, die sich schweigend betrachteten, das eine stehend und bleich, das andere halb liegend und von Fieberhitze geröthet, ließen mich schaudern.

Einige Tage nachher wechselte Frau von Staël ihre Wohnung und ließ mich zum Mittagsessen einladen. Ich ging hin. Sie war nicht im Salon und konnte selbst am Mahle keinen Theil nehmen; aber sie wußte nicht, daß die Todesstunde so nahe sei. Bei Tische saß ich neben der Frau Recamier. Es waren 12 Jahre, seit ich ihr begegnet, und sie auch nur einen Augenblick gesehen hatte. Ich sah sie, sie mich nicht an; wir wechselten kein Wort. Gegen Ende des Mahles richtete sie schüchtern einige Worte über die Krankheit der Frau von Staël an mich. Ich wandte den Kopf ein wenig und erhob die Augen. Ich würde fürchten, das Gefühl zu entweihen, das mich damals durchdrang, wollte ich jetzt in meinem Alter es näher beschreiben. Es hat in meinem Gedächtniß seine ganze Jugendfrische bewahrt, und sein Reiz nimmt zu, je mehr mein Leben flieht.

Frau von Staël starb. Das letzte Billet, das sie an Frau von Duras schrieb, war in großen verzogenen Buchstaben, wie die eines Kindes abgefaßt. Ein freundliches Wort fand sich auch darin für „Francis."

Mit Frau von Staël schloß sich ein beträchtlicher Theil der Zeit, wo ich wirklich gelebt hatte: Solche Lücken, welche ein überlegener Geist durch seinen Tod in einem Jahrhundert hervorbringt, können niemals ausgefüllt werden. Ihr Tod machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck. Bei ihr hatte ich Frau Recamier kennen gelernt, in ihrem Hause nach jahrelanger Trennung sie wieder gesehen.

Ich besuchte Frau Recamier mehrere Male. Wenn man sich einmal ihrem Schicksal angeschlossen, glaubt man sie nie verlassen zu haben: das Leben ist ja nur eine Erinnerung, wie Pythogoras lehrt. Wer erinnert sich nicht im Laufe seines Lebens so mancher kleiner Umstände, die Allen gleichgültig sind, nur dem nicht, der ihrer gedenkt? An dem Hause in der Straße Anjou, welches Frau Recamier bewohnte, stößt ein Garten, und in diesem Garten befindet sich eine Lindenlaube. Als ich Frau Recamier erwartete, bemerkte ich, wie sich ein Mondenstrahl durch die Blätter derselben hindurchstahl. Es schien mir, als käme dieser Strahl nur meinetwegen, und als wenn ich ihn wiederfinden würde, wenn ich wieder unter diesem Laubdache sein würde. Der Sonne, die ich über so Vieler Häupter leuchten gesehen, erinnere ich mich nicht mehr.

Die Abtei Aux Bois.

Es war in der Zeit, wo ich genöthigt war, das Wolfsthal (Vallée aux Loups) zu verkaufen, welches Frau Recamier mit dem Herrn von Montmorency gemiethet hatte.

Die erstere, die sich mehr und mehr an die Schläge des Schicksals gewöhnt hatte, zog sich bald darauf in die Abtei Aux Bois zurück.

Die Herzogin von Abrantes spricht folgendermaßen von diesem Hause:

„Die Abtei Aux Bois war früher nur als ein Kloster bekannt, dem die Mütter mit gutem Gewissen ihre Töchter anvertrauen konnten. Jetzt ist es anders, der Name der Abtei ist allgemein bekannt und beliebt geworden. Woher kommt das? Seht ihr jene zwei kleinen Fenster ganz oben im Giebel, dort über dem breiten Fenster der ersten Treppe? Sie gehören einem der kleinen Zimmer des Hauses, und von ihnen ist der Ruf der Abtei ausgegangen, so daß jetzt jedes Kind ihren Namen segnend im Munde führt. Und wie hätte das anders sein sollen, da alle Klassen der Gesellschaft wußten, daß jenes Stübchen von einem Wesen bewohnt werde, dessen Leben jeder Freude bar, dennoch für jeden Kummer ein tröstendes Wort hatte, jeden Schmerz zu mildern bereit war und für jedes Unglück Hülfe bereit hatte.

Als Couder, der in die Verschwörung von Bories verwickelt war, das Schaffot schon vor Augen sah, welche Hülfe verlangte er? „Geh zu Frau Recamier,“ sagte er zu seinem Bruder; „sag ihr, daß ich unschuldig bin vor

Gott ... sie wird dieses Zeugniß verstehen ..." und Couder war gerettet. Frau Recamier wurde bei ihrer edeln Handlung durch einen Mann unterstützt, welcher Talent mit Herzensgüte vereinigte: Herr Ballanche unterstützte ihre Schritte, und das Schaffot verschlang ein Opfer weniger.

„Diese kleine Zelle, in welcher eine Frau von fast europäischem Rufe, Ruhe und ein anständiges Asyl suchte, bietet eine interessante Studie des menschlichen Geistes. Die Welt vergißt gewöhnlich Niemand leichter, als denjenigen, der ihren Festen nicht mehr beiwohnen kann; aber sie wurde nicht vergessen, welche früher mitten in der Freude eine Klage eher hörte, als das Jauchzen der Lust. Das Stübchen im dritten Stockwerke der Abtei war nicht nur fortwährend von den Freunden der Frau Recamier heimgesucht, selbst die Fremden warben eifrig um die Gunst, daselbst zugelassen zu werden, wie sie es früher gethan hatten, als sie noch das elegante Hôtel der Chaussée d'Antin bewohnt hatte. Es war in der That für sie ein höchst bemerkenswerthes Schauspiel, in einem Raume von 10 Fuß Länge und 20 Fuß Breite alle Meinungen unter einem und demselben Panniere vereinigt und sich fast friedlich die Hand reichen zu sehen. Der Vicomte de Chateaubriand erzählte Benjamin Constant die unbekannten Wunder von Amerika. Matthieu von Montmorency hörte, mit derselben ihm und seiner ganzen Familie so eigenthümlichen Höflichkeit auf Madame Bernadotte, als wenn es seine Schwester Adelaide von Savoyen gewesen wäre.

„Dicht bei einander auf demselben Sopha saß die Herzogin aus dem Faubourg Saint-Germain neben der

Herzogin aus dem Kaiserreich. Als ich Frau Recamier in dieser einzigen Stube aufsuchte, war ich eben wieder nach Paris gekommen, von wo ich längere Zeit abwesend gewesen war. Ich wollte sie um eine Gefälligkeit bitten und ging voll Vertrauen zu ihr. Ich wußte von unsern gemeinsamen Freunden, bis zu welcher Höhe ihr Muth der Entsagung sich gesteigert hatte; aber als ich sie in dem Giebelzimmer so ruhig und heiter wie in den vergoldeten Salons der Straße Montblanc sitzen sah, entfiel mir der Muth.

„Wie, sagte ich zu mir, stets leiden! und mein feuchtes Auge verweilte auf ihr mit einem Ausdrucke, den sie verstehen mußte. Ach, meine Erinnerungen überschritten die Jahre und gingen in die Vergangenheit zurück. Fortwährend von Stürmen umgeben, hatte diese Frau, die der Ruf so hoch gestellt, seit zehn Jahren nichts als Schmerzen gesehen!

„Als ich später, von alten liebgewordenen Erinnerungen geleitet, dieselbe Abtei zu meinem Asyle erwählte, war das Stübchen im dritten Stockwerke nicht mehr von derjenigen bewohnt, welche ich so gern daselbst aufgesucht hätte, Frau Recamier bewohnte damals eine geräumigere Wohnung. Dort habe ich sie wieder gesehen. Der Tod hatte die Reihen der Kämpfer um sie her gelichtet und von allen ihren Freunden war Herr von Chateaubriand fast der einzig überlebende. Aber auch für ihn sollte die Stunde der Täuschung und der königlichen Undankbarkeit schlagen. Er war klug, sagte dem falschen Schein von Glück Lebewohl und verließ die ungewisse Macht der Rednerbühne, um eine andere sichrere wieder in Besitz zu nehmen.

„Man hat bereits gesehen, daß in jenem Zimmerchen der Abtei nicht bloß literarische Interessen vorwalteten, daß auch die Leidenden einen Blick der Hoffnung dahin richten konnten. In meinem Streben Alles zu sammeln, was auf die Familie des Kaisers Bezug hat, habe ich auch Documente gefunden, deren Erwähnung hier nicht ganz unpassend sein dürfte.

„Die Königin von Spanien sah sich in die dringende Nothwendigkeit versetzt, nach Frankreich zurückzukehren. Sie schrieb an Frau Recamier, um sie zu bitten, ihr Verlangen, nach Paris kommen zu dürfen, zu unterstützen. Damals war Herr von Chateaubriand im Ministerium und die Königin von Spanien, welche seinen rechtlichen Charakter kannte, hoffte vertrauensvoll auf die Erfüllung ihrer Bitte. Demungeachtet war die Angelegenheit mit großen Schwierigkeiten verknüpft, weil ein Gesetz die ganze unglückliche Familie aus Frankreich verbannte. Herr von Chateaubriand, der inniges Mitleid für jedes Unglück fühlte, entschloß sich, die Unglückliche zu hören, um so mehr, da er selbst in seinem Amte eine schwache Frau nicht zu fürchten brauchte und zwei Tage, nachdem ihm die Bitte vorgetragen worden, schrieb er an Frau Recamier, daß die Gemahlin Joseph Bonaparte's nach Frankreich zurückkehren könne. Er fragte zugleich, wo sie sei und ließ ihr durch den französischen Gesandten in Brüssel, Herrn Durand de Mareuil, die Erlaubniß zustellen, unter dem Namen einer Gräfin von „Villeneuve nach Paris zu kommen.“

Frau von Abrantes lobt mein Benehmen zu sehr, das nicht des Erwähnens werth war; aber da sie nicht Alles

über die Abtei erzählt, so will ich das, was sie vergessen oder übergangen hat, hinzufügen.

Der Capitän Roger, ein anderer Couder, war ebenfalls zum Tode verurtheilt. Frau Recamier ließ mich an ihrem frommen Werke, ihn zu retten, theilnehmen. Auch Benjamin Constant hatte sich dieses Gefährten Carons angenommen und dem Bruder des Verurtheilten einen Brief an Frau Recamier gegeben, worin er sie für den Unglücklichen zu interessiren suchte.

Als der Capitän Roger in Freiheit gesetzt war, eilte er, seinen Wohlthätern seinen Dank abzustatten. Eines Nachmittags, wo ich wie gewöhnlich bei Frau Recamier war, erschien plötzlich dieser Offizier und sagte uns mit seinem südlichen Accente: „Ohne Ihre Vermittlung wäre mein Kopf auf dem Schaffot gefallen.“ Wir waren ganz verlegen, denn wir erinnerten uns unserer Verdienste gar nicht. Da wurde er roth wie ein Kampfhahn und schrie: „Sie erinnern sich nicht?... Sie erinnern sich nicht? ...“ Wir baten vergeblich tausend Mal um Entschuldigung wegen unseres schlechten Gedächtnisses; er ging mit klirrenden Tritten und wüthend von dannen, weil wir uns unserer guten Handlungen nicht mehr erinnerten, als wenn er uns seinen Tod vorzuwerfen hätte.

In dieser Zeit bat Talma Frau Recamier ein Zusammentreffen mit mir bei sich zu bewirken, weil er einige Verse des „Othello“ von Ducis mit meiner Hülfe verändern wollte, welche die Censur in ihrer jetzigen Fassung zu sagen nicht erlaube. Ich ließ meine Depeschen und eilte zu dem Rendez-vous und brachte den Abend damit zu, die unglücklichen Verse mit dem modernen Roscius umzuschmel-

zen. Er schlug mir eine Veränderung vor, ich ihm eine andere; wir reimten um die Wette und hatten viel Mühe, eins über den Sinn und die Harmonie der Verse zu werden. Es hätte interessant sein müssen, mich, den Minister Ludwig XVIII. und Talma, den König der Bühne, bei einander zu sehen, wie wir vergaßen, was wir sein konnten, und die Censur und alle Größe der Welt von Grund des Herzens verwünschten. Aber, wenn Richelieu seine Dramen aufführen ließ, während er zugleich Gustav Adolph auf Deutschland hetzte, konnte ich, ein armseliger Staatssecretär, mich nicht ebenfalls mit den Tragödien Anderer beschäftigen, während ich Frankreichs Unabhängigkeit in Madrid suchte?

Die Herzogin von Abrantes hat nur die bewohnte Wohnung von Frau Recamier geschildert, ich will von der einsamen Wohnung sprechen. Ein dunkler Gang trennte zwei kleine Zimmer. Ich behauptete, dieser Vorsaal werde von einem sanften Lichte erleuchtet. Das Schlafzimmer war mit einer Bibliothek, einer Harfe, einem Piano, dem Portrait der Frau von Staël und einer Ansicht von Coppet im Mondenscheine geschmückt. Auf den Fenstern standen Blumentöpfe. Wenn ich ganz athemlos von dem Ersteigen der drei Treppen, bei herannahendem Abend in die Zelle trat, war ich ganz entzückt. Die Fenster hatten die Aussicht auf den Garten der Abtei, in welchem sich Nonnen ergingen und Kostgängerinnen spielten. Der Gipfel einer Akazie stieg bis zum Fenster herauf. Spitze Kirchthürme ragten mit scharfen Umrissen in den Himmel empor und am Horizont erblickte man die Hügel von Sèvres. Die untergehende Sonne vergoldete das

Gemälde und drang in die geöffneten Fenster. Frau Recamier saß an ihrem Piano und das Läuten des Angelus: die Töne der Glocke, „welche den sterbenden Tag zu beweinen scheint," mischten sich mit den letzten Tönen der Arie aus Romeo und Julie von Steibelt. Einige Vögel zogen sich hinter die Jalousien des Fensters zurück und ich ergötzte mich an der Stille und Einsamkeit, die mich mitten in dem Tumult nnd dem Geräusch einer großen Stadt umgab.

Durchgesehen am 22. Februar 1845.

Gesandtschaft in Rom.

Dreierlei Arten von Materialien. — Reisetagebuch.

Das vorige Buch, das ich im Jahre 1839 niederschrieb, schließt sich an die folgende Schilderung meiner Gesandtschaft in Rom in den Jahren 1828 und 1829 an. Meine Denkwürdigkeiten haben durch die Schilderung des Lebens der Frau Recamier nur gewonnen; denn andere Personen sind auf den Schauplatz getreten und haben den Leser von der vielleicht langweiligen Schilderung meiner eigenen Lebensschicksale etwas abgezogen. Der Leser wird sich deshalb vielleicht nur Glück wünschen.

Was die folgende Schilderung meiner Gesandtschaft in Rom betrifft, so habe ich mannigfaltige Materialien

dazu benutzen können. Ich kann sie unter drei Rubriken bringen:

Die erstere besteht aus meinen Briefen an Frau Recamier und enthält die Geschichte meiner persönlichen Ansichten und Gefühle, so wie meines Privatlebens.

Die zweite enthält meine Depeschen und giebt über mein öffentliches Leben Auskunft.

Die dritte endlich enthält ein Gemisch von historischen Untersuchungen über die Päpste, über die frühern socialen Verhältnisse Roms und über die Veränderungen, welche sich von Jahrhundert zu Jahrhundert darin gezeigt haben.

In diesen Forschungen finden sich Gedanken und Beschreibungen verwebt, die Früchte meiner Spaziergänge. Sie wurden in den sieben Monaten niedergeschrieben, während welchen ich die Gesandtschaft in Rom führte, mitten unter Festen und ernsten Beschäftigungen. Meine Gesundheit war angegriffen; ich konnte die Augen nicht erheben, ohne eine schmerzliche Blendung zu empfinden. Um den Himmel zu bewundern, mußte ich ihn gewissermaßen unter mir haben, indem ich auf das Dach eines Pallastes oder auf die Spitze eines Hügels stieg. Doch die Thätigkeit des Geistes heilte mich von der Mattigkeit des Körpers; die Anstrengung des Gedankens erneuert meine physischen Kräfte; was einen andern tödten würde, heilt mich.

Bei dem allen ist mir besonders etwas aufgefallen: bei meiner Ankunft in der ewigen Stadt empfinde ich ein gewisses Mißbehagen und glaube einen Augenblick lang, daß Alles verändert sei; nach und nach jedoch werde ich von dem Ruinenfieber ergriffen und endlich fühle ich mich, wie tausend andere Reisende von dem entzückt, was mich

anfangs kalt gelassen. Man weiß, daß bei der Bildung des Ministeriums Martignac schon der Name Italien hinreichte, um mein Widerstreben verschwinden zu lassen; aber in Bezug auf das Angenehme bin ich niemals meiner selbst sicher. Kaum war ich mit Frau von Chateaubriand abgereist, als meine natürliche Hinneigung der Melancholie sich wieder einstellte. Mein Reisetagebuch kann davon den besten Beweis liefern:

„Lausanne, d. 22. Sept. 1828.

„Ich habe am 16. Paris verlassen und kam am 17. durch Villeneuve-sur-Yonne. Welche Erinnerungen! Joubert ist fort; das verlassene Schloß in Passy hat den Besitzer geändert; bei mir heißt es: „Esto cicada noctium", sei die Grille der Nacht."

„Arona, d. 25. Sept.

„Am 22. kam ich in Lausanne an. Ich verfolgte die Straße, auf welcher zwei andere Frauen, die mir wohl wollten, verschwunden sind und die doch nach der Ordnung der Natur mich hätten überleben können. Die eine, die Marquise von Custines ist in Bex gestorben; die andere, die Herzogin von Duras, ging vor noch nicht einem Jahre über den Simplon; sie wollte dem Tode entfliehen, wurde aber in Nizza von ihm erreicht."

„Bologna, d. 28. Sept. 1828.

„In Mailand habe ich in weniger als einer Viertelstunde siebzehn Bucklige gezählt, welche unter den Fenstern meines Gasthofes vorüber gingen. Der deutsche Menschenschlag hat die Mißgestalt unter das junge Italien gebracht.

„Ich sah den heiligen Carl Borromäus in seinem Grabmale zu Arona. Er liegt daselbst seit zweihundertvierundvierzig Jahren. Er war freilich auch nicht schön.

„In Borgo San Donino kam Frau von Chateaubriand mitten in der Nacht in mein Zimmer gestürzt: sie hatte ihre Kleider und ihren Strohhut von den Stühlen fallen sehen, auf denen sie lagen und daraus geschlossen, daß wir entweder in einem von Geistern heimgesuchten oder von Räubern bewohnten Gasthofe wären. Mich berührte diese Sache in meinem Bette nur wenig; doch war es wahr, daß eine Erderschütterung im Apennin sich hatte spüren lassen. Wo Städte erschüttert werden, können wohl auch die Kleider einer Frau herabfallen. Dies sagte ich Frau von Chateaubriand und fügte noch hinzu, daß ich in Spanien, in der Vega des Xenil, ohne Unfall durch ein Dorf gereist sei, das am Tage vorher, durch einen Erdstoß erschüttert worden wäre. Diese erhabenen Tröstungen hatten aber nicht den geringsten Erfolg und wir eilten, die Räuberhöhle zu verlassen.

„Die Fortsetzung meiner Reise hat mir überall die Flucht der Menschen und die Unbeständigkeit des Glückes bewiesen. In Parma fand ich das Porträt der Wittwe Napoleons. Diese Tochter der Cäsaren ist jetzt die Gattin des Grafen von Neiperg, die Mutter des Sohnes des Eroberers hat diesem Sohne Brüder gegeben, und läßt die Schulden, die sie macht, durch einen kleinen Bourbon garantiren, der in Lucca wohnt und, wenn das Glück will, das Herzogthum Parma einst erben soll.

„Bologna scheint mir weniger verlassen, als zur Zeit meiner ersten Reise. Ich bin mit Ehrenbezeugungen em-

pfangen worden, mit denen man gewöhnlich den Gesandten zur Last fällt. Ich habe einen schönen Kirchhof besucht: ich vergesse nie die Todten; sie sind ja unsere Familie.

„Ich habe noch nie die Carracci so sehr bewundert, als in der neuen Galerie von Bologna. Ich glaubte, Raphaels heilige Cäcilie zum ersten Male zu sehen, um so viel schöner war sie hier, als im Louvre unter unserm von Rauch geschwärzten Himmel.“

„Ravenna, d. 1. Oct. 1828.

„In der Romagna, einem Lande, das ich noch nicht kannte, hängen eine Menge Städte mit ihren, mit Marmorkalk bekleideten Häusern hoch oben auf einzelnen Bergspitzen, gleich Gruppen weißer Tauben. Jede dieser Städte enthält irgend ein Meisterwerk der neuern Kunst oder irgend ein Denkmal des Alterthums. Dieser Canton Italiens umschließt die ganze römische Geschichte; man sollte ihn mit Titus Livius, Tacitus und Sueton in der Hand durchreisen.

„Ich bin durch Imola, das Bisthum Pius' VII. und Faenza gekommen. In Forli wich ich von meiner Straße ab, um in Ravenna das Grabmal Dante's zu besuchen. Als ich mich dem Denkmal näherte, ergriff mich jener heilige Schauer, welcher die Erinnerung an einen großen Mann giebt, besonders wenn er unglücklich war. Alfieri, welcher die Blässe des Todes und die Hoffnung (il pallor della morte e la speranza) auf der Stirn trug, warf sich auf diesem Grabmal nieder und richtete das Sonnet; O gran Padre Alighier! an dasselbe. Ich sprach vor diesem Grabmal jenen Vers aus dem Purgatorio:

. . . . Frate,
Lo Mondo è cieco, e tu vien ben da lui*).

„Beatrice erschien mir; ich sah sie wie sie war, als sie dem Dichter den Wunsch zu seufzen und in Thränen zu sterben (Di sospirare e di morir di pianto) einflößte.

„Das ganze unglückliche Schicksal des Dichters, sein Stolz, mit dem er sich von dem undankbaren Vaterlande abwandte, die Bemühungen Michel Angelo's, ihn durch ein würdiges Denkmal in seiner Vaterstadt zu ehren, gingen an meinem Geiste vorüber.

„Ganz erschüttert kehrte ich von diesem Besuch zurück; ich empfand eine ähnliche Gemüthsbewegung, gepaart mit göttlichem Schauer, wie ich sie in Jerusalem empfunden hatte. Mein Cicerone weckte mich daraus, indem er mir vorschlug, mir das Haus zu zeigen, worin Lord Byron gewohnt. Mein Gott, was hatte ich mit Childe-Harold und der Signora Guiccioli zu thun, während mein Geist mit Dante erfüllt war! Das Unglück und die Jarhunderte fehlen noch Childe-Harold; er erwarte, was die Zukunft bringt. Byron war in seiner Prophezeihung Dante's schlecht inspirirt.

„In St. Vital und St. Apollinar fand ich Constantinopel wieder. Honorius und sein Anhang kümmerten mich wenig; mehr Placidia und ihre Abenteuer, an welche ich in der Basilika des heiligen Johannes des Täufers erinnert wurde; es ist ein Roman aus den Zeiten der Barbaren. Theodorich bleibt groß, obgleich er Boethius

*) Bruder, die Welt ist blind und Du kommst aus ihr.

sterben ließ. Diese Gothen waren eine gewaltige Menschenrace; die auf eine Insel im Bolsenersee verbannte Amalasuntha bemühte sich mit ihrem Minister Cassiodorus die Reste der römischen Civilisation zu erhalten. Die Exarchen brachten den Verfall ihres Reiches nach Ravenna. Unter Astolph wurde die Stadt lombardisch; die Carlowinger gaben sie Rom zurück. Sie wurde jetzt ihrem Erzbischof unterthänig, dann eine Republik, die wieder einem Selbstherrscher wich; endlich, nachdem sie welfisch oder gibelinisch gewesen war und auch zu den venetianischen Staaten gehört hatte, kehrte sie unter Papst Julius II. in den Kirchenstaat zurück und lebt jetzt nur noch vom Namen Dante's. Die Sonne war ihrem Untergange nahe, als ich Ravenna verließ; ich hörte das ferne Läuten einer Glocke, sie rief die Gläubigen zum Gebet."

Ancona, d. 3. u. 4. Oct.

„Nach Forli zurückgekehrt, verließ ich es von Neuem, ohne auf seinen einstürzenden Wällen den Ort gesehen zu haben, wo die Herzogin Catharina Sforza ihren Feinden, welche im Begriff waren, ihren einzigen Sohn zu ermorden, erklärte, daß sie abermals Mutter werden könnte.

„Bei Savignano überschritt ich die Schlucht eines kleinen Waldstromes. Als man mir sagte, daß ich den Rubicon überschritten hätte, schien sich ein Schleier vor mir zu heben und ich erblickte das Land zur Zeit Cäsars. Mein Rubicon ist das Leben: seit lange liegt das erste Ufer hinter mir.

„Ueber Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia kam ich nach Ancona über Brücken und Straßen aus den Zeiten

der römischen Kaiser. In Ancona feiert man heute das Fest des Papstes."

„Loretto, d. 5. u. 6. Oct.

„Wir wollen in Loretto übernachten. Das Gebiet der Stadt zeigt ein vollkommen erhaltenes Bild der römischen Colonie. Die Bauern, die Pächter des Kirchenguts, sind im Wohlstand und scheinen glücklich; die Bäuerinnen, schön und fröhlich, tragen eine Blume in ihrem Haar. Der Prälat-Gouverneur hat uns gastlich zu sich eingeladen. Von den Kirchthürmen und von dem Gipfel einiger Höhen der Stadt hat man reizende Aussichten auf das Land, auf Ancona und auf das Meer. Um Mitternacht zog ich mich in mein Schlafgemach zurück; es enthielt ein Bett von acht Quadratfuß im Umfang, von Bonaparte geweiht. Eine Nachtlampe erhellte kaum die Dunkelheit meines Zimmers. Plötzlich öffnet sich eine kleine Pforte, und ich sehe geheimnißvoll einen Mann mit einem verschleierten Weibe eintreten. Ich erhebe mich auf den Ellenbogen und blicke ihn an. Er nähert sich meinem Bette, verbeugt sich bis zur Erde und entschuldigt sich tausendmal, also die Ruhe des Herrn Gesandten zu stören; aber er sei Wittwer, ein dürftiger Intendant und wünsche seine gegenwärtige Tochter zu verheirathen, wozu er leider die Mitgift noch nicht vollständig beisammen habe. Er hebt den Schleier des Mädchens: sie war bleich, aber sehr hübsch und hielt die Augen mit geziemender Bescheidenheit am Boden geheftet. Dieser ehrenwerthe Familienvater hatte ganz das Aussehen, als wolle er davon gehen und es der Braut überlassen, mir ihre Geschichte vollends zu erzählen. In

dieser drängenden Gefahr fragte ich keineswegs den verbindlichen Unglücklichen, wie jener gute Ritter die Mutter des jungen Mädchens von Grenoble, ob sie noch Jungfrau sei; ganz verwirrt nahm ich einige Geldstücke von dem Tische neben meinem Bette, und gab sie, um dem König, meinem Herrn, Ehre zu machen, dem Mädchen, dessen Augen von vielem Weinen nicht geschwollen waren. Sie küßte mir mit unendlicher Dankbarkeit die Hand. Ich sprach kein Wort, sondern ließ mich nur auf das ungeheure Lager zurück sinken, als wenn ich schlafen wollte und die Vision des heiligen Antonius verschwand. Ich dankte meinem Schutzpatron, dem heiligen Franciscus, dessen Fest heute war und blieb halb lachend, halb bedauernd in tiefer Bewunderung über meine Tugend im Finstern.

„Frau von Chateaubriand that Buße für mein vorübergehendes Glück, indem sie die Stufen der Santa Chiesa knieend hinauf rutschte. Nach diesem Siege der Nacht hätte ich mit mehr Recht als der König von Sachsen mein Hochzeitskleid in der Schatzkammer von Loretto niederlegen können; ich that es aber nicht; ließ auch nicht wie Montaigne mein Porträt in Silber daselbst.“

„Spoleto.

„Nachdem ich Loretto verlassen und Macerata und Tolentino hinter mir hatte, erklimmte ich die letzten Abhänge des Apennin. Die Hochebene des Gebirges ist feucht und wie ein Hopfengarten belaubt. Zur Linken hatte ich das griechische, zur Rechten das iberische Meer; ich konnte den Hauch der Lüfte fühlen, die ich in Athen und in Granada geathmet hatte. Indem wir um die Abgründe herum fuhren, stiegen wir nach Umbrien hinab.

„Foligno besaß eine Madonna von Raphael, die jetzt im Vatican ist. Vene liegt in einer reizenden Lage an der Quelle des Clitumo. Poussin hat diese herrliche Gegend wiedergegeben; Byron hat sie nur kalt besungen.

„Spoleto ist die Vaterstadt des jetzigen Papstes. Meinem Vorreiter Giorgini zu Folge hat Leo XII. in diese Stadt die Galeerensträflinge versetzt, um seine Vaterstadt zu ehren. Sie enthält mehrere Werke von Lippi dem ältern, welcher, im Kloster erzogen, Sclave in der Barbarei, ein anderer Cervantes bei den Malern, im 60. Jahre an Gift starb, das ihm die Verwandten der Lucretia gaben, welche, wie man sagt, durch ihn verführt worden war."

„Civita Castellana.

„Nachdem wir die Einsiedeleien von Monte-Lupo hinter uns hatten, begannen wir den Somma zu ersteigen. Ich habe diesen Weg schon bei meiner ersten Reise von Florenz nach Rom über Perugia gemacht.

„Die eigenthümliche Beleuchtung und die Ueppigkeit der Landschaft hätte mich fast verführen können, mich auf die Alleghanies versetzt zu glauben, wenn nicht eine hohe Wasserleitung mit einer schmalen Brücke darüber mir ein Werk der Römer verrathen hätte. Die Amerikaner besitzen noch nicht jene Denkmäler, welche erst nach der Freiheit kommen. Ich erstieg den Somma zu Fuß, den Stieren von Clitumnus zur Seite, welche die Frau Gesandtin wie im Triumph fortschleppten. Eine junge Ziegenhirtin, mager, leicht und anmuthig wie ihre Ziegen folgte mir mit ihrem kleinen Bruder, indem sie mich um ein Almosen bat.

Ich gab es ihr zum Gedächtniß der Frau von Beaumont, der diese Gegend sich nicht mehr erinnert.

„Ich habe Terni und seine Cascaden gesehen. Eine mit Olivenbäumen bepflanzte Campagna führte uns nach Narni; dann kamen wir durch Otricoli und endlich blieben wir in dem traurigen Civita Castellano. Ich möchte gern nach Santa Maria di Falleri gehen, um eine Stadt zu sehen, die nur noch ihre Haut, ihre Mauern hat, im Innern war sie leer: das menschliche Elend führt zu Gott. Lassen wir meine hohe Stellung vorübergehen, dann will ich die Stadt der Falisker wieder aufsuchen. Vom Grabe des Nero werde ich meiner Frau bald das Kreuz der Peterskirche zeigen können, welches die Stadt der Cäsaren beherrscht.“

Briefe an Frau Recamier.

Nachdem man mein Reise-Journal gelesen, wird man jetzt meine Briefe an Frau Recamier finden, denen ich, wie ich schon gesagt, historische Schilderungen beigefügt habe.

Gleichzeitig habe ich auch meinen Depeschen eine Stelle eingeräumt, so daß man von beiden Menschen, die in mir existiren, ein deutliches Bild erhalten wird.

An Frau Recamier.

„Rom, d. 11. Oct. 1828.

„Ich habe dieses schöne Land durchreist, das voll von Erinnerungen von Ihnen ist. Das tröstet mich, kann mir

aber den traurigen Eindruck aller der andern Erinnerungen nicht nehmen, die ich auf jedem Schritte wieder finde. Ich habe das adriatische Meer wieder gesehen, das ich vor mehr als zwanzig Jahren befuhr. In Terni habe ich mich bei einer armen Sterbenden aufgehalten. Endlich kam ich nach Rom. Seine Denkmäler sind mir nach denen Athens, wie ich es befürchtete, weniger vollkommen erschienen. Mein erstaunliches und leider so grausames Ortsgedächtniß hat mich nicht einen einzigen Stein vergessen lassen.

„Ich habe noch Niemand gesehen, mit Ausnahme des Staatssecretärs, des Cardinals Bernetti. Um wenigstens Jemand zu haben, mit dem ich sprechen könnte, habe ich gestern Abend Guérin aufgesucht; er schien über meinen Besuch entzückt. Wir haben ein Fenster, das mit der Aussicht auf Rom ging, geöffnet, und den Horizont bewundert. Das ist das einzige, was für mich so geblieben ist, wie ich es gesehen: meine Augen oder die Gegenstände sind verändert; vielleicht beide."

Leo XII. und die Cardinäle. — Die Gesandten.

Die erste Zeit meines Aufenthalts in Rom wurde zu officiellen Besuchen verwendet. Seine Heiligkeit empfing mich in einer Privat-Audienz; die öffentlichen Audienzen sind nicht mehr gebräuchlich und kosten zu viel. Leo XII., ein Fürst von hohem Wuchs und von heiterem und zugleich trübem Mienenspiel, ist in eine einfache weiße Sutane ge-

kleidet; er macht durchaus keinen Aufwand und lebt in einem armseligen Cabinet, das fast gar keine Möbel hat. Seine Nahrung ist äußerst gering; er lebt mit seiner Katze, von einem wenig Polenta. Er fühlt sich sehr krank und sieht mit einer Ergebung, die sich fast zu christlicher Freude steigert, sich langsam hinsterben. Gern würde er, wie Benedict XIV., seinen Sarg zu seinem Bette machen. Als ich an die Thür der päpstlichen Gemächer gekommen war, führte mich ein Abbé durch dunkle Gänge bis zu dem Wohnzimmer Sr. Heiligkeit. Der Papst ließ sich kaum Zeit, sich anzukleiden, aus Furcht, mich warten zu lassen. Er erhebt sich, kommt mir entgegen und erlaubt mir nie ein Knie zur Erde zu beugen, um den Saum seines Gewandes statt seines Pantoffels zu küssen, sondern führt mich bei der Hand bis zu einem Sitze, der zur Rechten seines dürftigen Lehnstuhles steht. Wir setzen uns und plaudern.

Des Montags begebe ich mich um 7 Uhr des Morgens zu dem Staatssecretär Bernetti, einem Manne der Geschäfte und des Vergnügens. Er ist mit der Fürstin Doria liirt, kennt seine Zeit und hat den Cardinalshut nur mit großem Widerwillen angenommen. Auch hat er sich stets geweigert, die priesterlichen Weihen zu empfangen und ist nur nominell Subdiakonus, könnte sich auch morgen verheirathen, wenn er seinen Hut zurückgeben will. Er glaubt an Revolutionen und hat sogar den Gedanken, daß, wenn nur sein Leben lang genug sei, er selbst vielleicht den Sturz des Papstthums sehen könnte.

Die Cardinäle theilen sich in drei Parteien:

Die erstere besteht aus denen, welche mit der Zeit glei-

chen Schritt zu halten suchen. Zu ihr gehören Benvenuti und Opizzoni. Der Erstere hat sich durch die Unterdrückung der Räuberbanden und durch seine Sendung nach Ravenna als Nachfolger des Cardinal Rivarola berühmt gemacht; Opizzoni, Erzbischof von Bologna, hat sich den verschiedenen Parteien in dieser gewerbsamen und wissenschaftlich bewegten Stadt, die so schwer zu regieren ist, geneigt gemacht.

Die zweite Partei besteht aus den Zelanti, welche nur von Rückschritten etwas wissen wollen: eines ihrer Häupter ist Odescalchi.

Die dritte Partei endlich umfaßt die Unbeweglichen, Greise, welche weder vor- noch rückwärts gehen können oder wollen: unter ihnen findet man den Cardinal Vidoni, einen dicken, großen Mann mit glühendem Gesichte und schief sitzendem Käppchen. Wenn man ihm sagt, das Papstthum habe Chancen, so antwortet er: Lo santo Spiritu sarebbe dunque ubriaco! Er pflanzt Bäume in Ponte-Mole, wo Constantin die Welt christlich machte. Ich sehe diese Bäume, wenn ich durch die Porta-del-Popolo aus Rom gehe und durch das Thor der Engelsburg wieder zurückkomme. Sobald der Cardinal mich von Weitem sieht, schreit er mir entgegen: „Ah! ah! signor ambasciadore di Francia!“ dann schillt er auf die Leute, welche seine Fichten setzen. Er richtet sich nicht nach der Etikette der Cardinäle; er läßt sich nur durch einen einzigen Diener in den ersten besten Wagen begleiten: man nimmt ihm nichts übel und nennt ihn „Madama Vidoni*).“

*) Als ich Rom verließ, kaufte er meine Kalesche und machte

Die übrigen Mitglieder des diplomatischen Corps sind der Graf Lützow, österreichischer Gesandter, ein sehr höflicher Mann: seine Frau singt recht gut, aber immer dieselbe Arie und spricht stets von ihren kleinen Kindern; der gelehrte Ritter Bunsen, preußischer Bevollmächtigter und Freund des Geschichtschreibers Niebuhr (ich unterhandle mit ihm wegen der Lösung des Miethcontracts seines Pallastes auf dem Kapitol zu meinen Gunsten); der russische Minister, Prinz Gagarin, wegen seiner früheren Liebesabenteuer von den verschwundenen Größen Roms verbannt: wenn er von der schönen Fürstin Narischkin, welche für kurze Zeit meine ehemalige Einsiedelei Aulnay bewohnte, vorgezogen wurde, so muß doch ein eigner Reiz in der üblen Laune liegen; man herrscht mehr durch seine Fehler als durch seine Tugenden.

Herr von Labrador, der spanische Gesandte, ist treu wie Gold, spricht wenig, geht stets allein und denkt viel oder auch gar nicht, was ich nicht entscheiden kann.

Der alte Graf Fuscaldo repräsentirt Neapel, wie der Winter den Frühling repräsentirt, er hat eine große Liste auf Pappe gezogen, auf welcher er mit seinen Augengläsern die Namen der verdächtigen Fremden studirt, deren Päſſe er nicht visiren darf. Ich beneide ihn um seinen Pallast (Farnese), ein bewundernswürdiges, unvollendetes Gebäude, welches Michel Angelo krönte, das Hannibal Carraccio, unterstützt von seinem Bruder Augustin, malte, und unter dessen Säulenhalle der Sarkophag der Cäcilia

---

mir sogar die Ehre, darin zu sterben, auf dem Wege nach Ponte-Mole. (Note aus Paris 1836.)

Metella Schutz findet, der bei dieser Veränderung des Mausoleums nichts verloren hat. Herabgekommen an Geist und Körper hat Fuscaldo doch, wie man sagt, eine Mätresse.

Der Graf von Celles, Gesandter des Königs der Niederlande, hatte Fräulein von Valence geheirathet, die jetzt gestorben ist und hatte von ihr zwei Töchter, die also Enkelinnen der Frau von Genlis sind. Herr von Celles ist Präfect geblieben, wie er es gewesen. Ein Mann, der statt von Ackern, Ruthen und Fuß nur von Hektaren, Metres und Decimetres schwätzt, in dem kann man den Präfecten nicht verkennen.

Herr von Funchal, der halb anerkannte portugiesische Gesandte, ist in ewiger Bewegung, schneidet Grimassen wie ein Affe und ist gelb wie eine Citrone: aber er besingt seine Negerin, ist ein großer Liebhaber der Musik, hält eine Art von Paganini in seinem Solde und erwartet die Restauration seines Königs.

Hin und wieder habe ich kleine rabulistische Bevollmächtigte verschiedener kleiner Staaten gesehen, die sich höchlich über die Geringschätzung scandalisirten, mit der ich von meiner Gesandtschaft sprach: sie sind schweigsam und legen eine höchst lächerliche Wichtigkeit an den Tag, als hätten sie Wunder wie große Geheimnisse auf dem Herzen.

Die Künstler der früheren und jetzigen Zeit.

Im Jahre 1822 suchte ich als Gesandter in England die Orte und die Menschen auf, die ich 1793 in London gekannt hatte; im Jahre 1828, als Gesandter beim heiligen Stuhle, eilte ich, die Palläste und Ruinen zu durchlaufen und mich nach den Personen zu erkundigen, die ich 1803 in Rom gesehen hatte. Von Pallästen und Ruinen habe ich viele wieder gefunden.

Der Pallast Lancelotti, den früher der Cardinal Fesch gemiethet hatte, ist jetzt von seinem eigentlichen Besitzer, dem Prinzen Lancelotti und seiner Gemahlin, einer Tochter des Fürsten Massimo, bewohnt. Das Haus, wo Frau von Beaumont wohnte, auf dem spanischen Platze, ist verschwunden; nur sie selbst ist noch in ihrem letzten Asyle, und ich habe mit dem Papst Leo XII. an ihrem Grabe gebetet.

Auch Canova ist aus dieser Welt geschieden. Ich besuchte ihn 1803 zweimal in seinem Atelier; er empfing mich, den Hammer in der Hand, und zeigte mir mit seinem freundlichen und naiven Wesen seine kolossale Statue von Bonaparte und seinen Herkules, wie er den Lycas in die Wogen schleudert. Er wollte gern seine Bewunderer überzeugen, daß auch er die Energie der Formen erringen könne; aber auch bei solchen Entwürfen weigerte sich sein Meißel, den Körper anatomisch wahr wiederzugeben; die Nymphe sah wider seinen Willen daraus hervor, und die Hebe konnte man selbst unter den Runzeln seiner Greise wiederfinden.

Zu meiner großen Freude jedoch habe ich meinen alten Boguet, den Nestor der französischen Maler in Rom, wieder gesehen. Zweimal versuchte er es, seiner geliebten Campagna den Rücken zu kehren, er kam aber nur bis nach Genua, da verließ ihn der Muth und er kehrte in sein Adoptivvaterland zurück. Ich habe ihn, so wie seinen Sohn, für den er die Zärtlichkeit einer Mutter hegt, als Gesandter geschützt, so viel ich konnte, und begann mit ihm wieder unsere ehemaligen Wanderungen. Sein Alter bemerkte ich nur an der Langsamkeit seiner Schritte.

Die großen Künstler der früheren Zeit führten ein ganz anderes Leben als die der Jetztzeit. Gefesselt an die Gewölbe des Vatican, an die Mauern der Peterskirche und des Pallastes Farnese arbeiteten sie an ihren Meisterwerken, mit ihnen in den Lüften schwebend. Rafael ging, umgeben von seinen Schülern und begleitet von Cardinälen und Fürsten, wie ein Senator des alten Roms einher. Karl V. saß dem Tizian dreimal; hob ihm seinen Pinsel auf und ließ ihm die rechte Seite, wie Franz I. am Todtenbette Leonardo's da Vinci verweilte. Tizian ging im Triumph nach Rom, wo ihn der gewaltige Buonaratti empfing, und im Alter von 99 Jahren führte Tizian noch mit fester Hand seinen Pinsel zu Venedig.

Der Großherzog von Toscana ließ insgeheim den in Rom gestorbenen Michel Angelo ausgraben, der noch in seinem 88. Jahre die Kuppel der Peterskirche beendigt hatte. Florenz versöhnte durch die prächtige Leichenfeier für seinen großen Maler den Staub Dante's, den es in schmählicher Vergessenheit gelassen hatte.

Velasquez besuchte zweimal Italien, und Italien erhob

sich zweimal, um ihn feierlich zu begrüßen: der Vorläufer Murillo's kehrte nach Spanien zurück mit köstlichen Früchten Hesperiens beladen, er entführte von jedem der zwölf berühmtesten Maler seiner Zeit ein Gemälde.

Diese großen Künstler brachten ihr Leben in Abenteuern und Festen zu, sie befestigten Städte und Schlösser, erbauten Kirchen und Palläste, gaben und empfingen Degenstöße, verführten Frauen, flüchteten sich in Klöster, wurden von Päpsten absolvirt und von Fürsten gerettet. In einer von Benvenuto Cellini erzählten Orgie sieht man die Namen eines Michel Angelo und Giulio Romano figuriren.

Jetzt hat sich das Alles verändert, die Künstler in Rom leben in Armuth und Zurückgezogenheit. Vielleicht ist in dieser Lebensweise eine Poesie, welche die erstere vollkommen aufwiegt. Eine Verbindung deutscher Maler hat es unternommen, die Weise des Perugino wieder ins Leben zu rufen, um dadurch der Malerei die christliche Begeisterung wieder zu geben. Diese jungen Zöglinge des heiligen Lucas behaupten, Rafael sei in seiner späteren Zeit ein Heide geworden und sein Talent entartet. Das mag sein! Ich bin gern ein Heide wie die Rafael'schen Madonnen. Könnte sich doch unser Talent, wie in dem Gemälde der Himmelfahrt, der Entartung rühmen! Dieser ehrenwerthe Irrthum der neueren Schule bleibt doch ein Irrthum; es würde daraus folgen, daß das Steife und die falsche Zeichnung der Formen der Beweis einer höheren Kunstbegabung sei, während dieser Ausdruck des Glaubens der in den Werken der Vorgänger Rafael's sich zeigt, nicht in der verschrobenen und steifen Darstellung sich kundgiebt,

sondern darin, daß der Maler eben den Glauben seines Jahrhunderts festhielt. Sein Gedanke, nicht seine Malerweise ist religiös. Dies ist so wahr, daß die spanische Schule in einem hohen Grade christlich genannt werden kann, obgleich sie die Anmuth und die Lebenswahrheit der späteren Gemälde Rafael's wiedergiebt. Woher kommt das? Doch nur daher, daß die Spanier von ihrem Glauben beseelt sind.

Ich gehe häufig zu den einzelnen Künstlern, um sie arbeiten zu sehen: der Bildhauer bewohnt irgend eine Grotte unter den immergrünen Eichen der Villa Medicis, wo er sein Kind, das eine Schlange aus einer Muschel tränkt, vollendet. Der Maler bewohnt irgend ein verfallenes Haus in einer einsamen Stadtgegend. Ich finde ihn allein, indem er aus seinem offenen Fenster eine Ansicht der römischen Campagna aufnimmt. Leopold Robert hat auf seiner Rückkehr von Neapel einige Tage in Rom verweilt; er hatte köstliche Scenen jenes schönen Himmels mit sich, die er nur flüchtig skizzirt hatte. Guérin hat sich, wie eine kranke Taube, hoch oben in einem Pavillon der Villa Medicis zurückgezogen. Er hört von Ferne das Geräusch des Windes, und wenn er erwacht, zeichnet er mit der Feder den Tod des Priamus.

Horace Vernet bemüht sich, seine Manier zu ändern; wird es ihm gelingen? Die Schlange, die er um seinen Hals schlingt, das Costüm, das er affectirt, die Cigarre, die er raucht, die Masken und die Rappiere, mit denen er sich umgiebt, erinnern zu sehr an das Bivouac.

Wer hat jemals von meinem Freunde Herrn Quecq sprechen hören, dem Nachfolger Julius III. in dem Casino

Michel Angelo's, Vignolo's und des Tadeo Zuccari? Und doch hat er nicht schlecht gemalt in seinem Tode des Vitellius. Sein Fußboden aus gestampfter Erde ist von einem schlauen Thiere heimgesucht, das Herrn Quecq gern verjagen möchte, nämlich von einem Fuchs, einem Urenkel von Gourpil Renart, dem Ersten dieses Namens und Neffen Isengrin's des Wolfs.

Pinelli hat mir in seinem freilich selten nüchternen Zustande zwölf Scenen von Tänzen, Spielen und Räubern versprochen. Es ist Schade, daß er seinen großen Hund verhungern läßt. — Thorwaldsen und Camuccini sind die beiden Fürsten der armen Künstler Roms.

Zuweilen vereinigen sich diese zerstreuten Künstler und gehen gemeinsam zu Fuß nach Subiaco. Unterwegs beschmieren sie die Mauern der Herberge zu Tivoli mit Grotesken. Vielleicht erkennt man eines Tages irgend einen neuen Michel Angelo an einer solchen Kreideskizze, die er auf ein Gemälde Rafael's gesetzt hat.

Ich wünschte, ich wär' als Künstler geboren: die Einsamkeit, die Unabhängigkeit, die Sonne unter Ruinen und Meisterwerken würde mir sehr angenehm sein. Ich habe keine Bedürfnisse, ein Stück Brod und ein Krug Wasser würden mir genügen. Mein Leben ist auf eine elende Weise an den Dornenbüschen meines Weges hängen geblieben; wohl mir, wäre ich ein freier Vogel gewesen, welcher in diesen Gebüschen singt und sein Nest baut.

Gesellschaftliche Verhältnisse des alten Roms.

Wenn ich die Gesellschaft Roms, wie sie vor einem Vierteljahrhundert war, gezeichnet hätte, so müßte ich mrin Porträt wieder übermalen, denn es wäre nicht mehr ähnlich. Jede Generation lebt nur 33 Jahre: die Lebensdauer Christi (Christus ist der Typus von Allem); jede Generation in unserer occidentalischen Welt verändert ihre Form. Der Mensch steht in einem Gemälde, dessen Rahmen zwar bleibt, dessen Personen aber veränderlich sind. Rabelais war im Jahre 1536 mit dem Cardinal du Bellay in dieser Stadt; er hatte das Amt eines Haushofmeisters bei Sr. Eminenz.

Rabelais ist nicht der Meinung Montaigne's, der fast keine Glocken in Rom gehört hat; er hört im Gegentheil so viele, daß er Rom die „tönende Insel“ nennt.

Vier und vierzig Jahre nach Rabelais fand Montaigne die Ufer der Tiber bepflanzt und bemerkt, daß am 16. März Rosen und Artischoken in Rom vorhanden waren. Die Kirchen waren ohne Statuen der Heiligen, ohne Gemälde, weniger schön und weniger geschmückt, als die Kirchen in Frankreich. Montaigne war an die düstere Größe unserer gothischen Kirchen gewöhnt; er spricht mehrmals von der Peterskirche, ohne sie zu beschreiben, und scheint gleichgültig oder unempfindlich für die Künste gewesen zu sein. In Gegenwart so vieler Meisterwerke nennt er keinen einzigen Künstler, und spricht weder von Rafael, noch von Michel Angelo, der noch nicht 16 Jahre todt war.

Freilich waren die Ideen über die Künste und den Einfluß der großen Geister auf ihre Mitwelt, noch nicht geboren; auch suchte Montaigne in Rom nur das alte Rom. „Die Gebäude,“ sagt er, „dieses nachgebornen Roms haben wohl Manches, was die Bewunderung unserer jetzigen Zeit erregen kann; aber mir machen sie, angeklebt an jene großartigen Ruinen, wie sie sind, den Eindruck der Nester, welche Sperlinge und Krähen in Frankreich an die Gewölbe und Mauern der von den Hugenotten zerstörten Kirchen aufhängen.“

Der durch die Bulle vom Jahre 1581 zum römischen Bürger gemachte Montaigne bemerkt nur, daß die Römerinnen einen anderen Kopfputz tragen als die Französinnen, und bei ihrem öffentlichen Erscheinen mit Perlen und anderen Schmuckgegenständen bedeckt sind, aber ihren Gürtel so lose tragen, daß sie schwangeren Weibern gleichen. Die Männer sind schwarz gekleidet, und selbst die Herzoge, Grafen und Marquis haben, nach ihm, ein sehr dürftiges Ansehen.

Ist es nicht eigenthümlich, daß auch der heilige Hieronymus von den Römerinnen behauptet, sie hätten einen Gang wie schwangere Weiber?

Fast alle Tage, wenn ich zum Engelsthore hinausgehe, sehe ich ziemlich nahe an der Tiber ein dürftiges Haus mit einem französischen Schilde, das, halb verräuchert, einen Bären darstellt. Hier stieg Michel Herr von Montaigne, bei seiner Ankunft in Rom ab, nicht weit von dem Hospitale, in welchem jener arme Wahnsinnige ein Asyl fand, welchen Montaigne in seinem Kerker zu Ferrara be=

sucht, und der ihm mehr Unmuth als Mitleiden eingeflößt hatte *).

Es war ein denkwürdiges Ereigniß, als das 17. Jahrhundert seinen größten protestantischen Dichter absandte, um im Jahr 1638 das katholische Rom zu besuchen. Leonora die Römerin entzückte Milton. Hat man jemals bemerkt, daß Leonora in den Memoiren der Frau von Motteville, bei den Concerten des Cardinal Mazarin erwähnt wird?

Der Abbé Arnauld besuchte dreißig Jahre nach Milton Rom. Er war früher Soldat gewesen und erzählt eine Anekdote, die besonders durch die darin genannten Personen Interesse erregt und auch zu gleicher Zeit ein eigenthümliches Licht auf die Sitten der damaligen Courtisanen wirft. Der Held der Fabel, der Herzog von Guise, Enkel des Balafré, ging 1647 durch Rom, und kannte daselbst die Nina Barcarola. Maison-Blanche, Secretär des Herrn Deshayes, Gesandten in Constantinopel, wollte dem Herzog von Guise einen Streich spielen, indem er sich zu seinem Nebenbuhler aufwarf. Doch dies gerieth ihm schlecht. Statt der Nina brachte man eine häßliche Alte des Nachts in sein dunkles Zimmer. „Wenn das Gelächter auf der einen Seite groß war," sagt Arnauld, „so war die Verwirrung auf der anderen noch größer, wie man sich denken kann. Der Adonis, der sich mit Mühe aus den Umarmungen seiner Göttin losmachen konnte, entfloh ganz nackt aus diesem Hause, als wäre der Teufel ihm auf dem Nacken."

---

*) Tasso.

Der Cardinal von Retz giebt uns nichts Neues über die römischen Sitten. Ich ziehe den kleinen Coulanges und seine beiden Reisen in den Jahren 1656 und 1689 vor.

Auf der Promenade vor der Porta Pia finde ich fast alle von Coulanges genannte Personen wieder: die Personen freilich nicht, aber ihre Enkel und Enkelinnen.

Spon, Misson, Dumont, Addison folgen nach einander dem Herrn von Coulanges. Bei Dumont ist es interessant zu lesen, wie die Meisterwerke, die wir noch jetzt bewundern, in der Zeit seiner Reise im Jahre 1690 aufgestellt waren. Im Belvedere sah man die Flüsse des Nil und der Tiber, den Antinous, die Cleopatra, den Laocoon und den angeblichen Torso des Herkules. In den Garten des Vatican setzt Dumont die bronzenen Pfauen, welche auf dem Grabmal des Scipio des Afrikaners waren.

Der Pater Labat folgt Addison, dessen Reise nur classische Citate enthält. Der Pariser Mönch vom Orden der Prädicanten ist ein eigenthümlicher Kauz. Missionär in den Antillen, Flibustier, tüchtiger Mathematiker, Architekt und Militär, gelehrter Kritiker, der die Bewohner von Dieppe wieder in den Besitz ihrer ursprünglichen Entdeckung in Afrika gesetzt hatte, neigte er sich sehr zum Spotte hin. Ich kenne keinen Reisenden, der genauere und sicherere Bemerkungen über die päpstliche Regierung mittheilt.

In Rom wohnt er einer Messe bei: „Nie," sagt er, „habe ich so viele verstümmelte Künstler bei einander gesehen. Die Kenner sagten, es gäbe nichts Schöneres. Ich stimmte ihnen bei, um mich ebenfalls als Kenner zu docu-

mentiren; aber wäre ich nicht im Gefolge des Offiziauten gewesen, so würde ich die Ceremonie verlassen haben, die wenigstens drei gute Stunden dauerte, die mir aber sechs schienen."

Je mehr ich zu den Zeiten herabsteige, worin ich schreibe, desto ähnlicher werden die Sitten Roms denen unserer Tage.

Zur Zeit des Herrn de Brosses trugen die Römerinnen falche Haare. Diese Gewohnheit ist sehr alt; fragt doch schon Properz seine Schöne, warum sie sich mit fremden Haaren schmückt?

Die gallischen Frauen, unsere Mütter, lieferten den stolzen Römerinnen den Haarschmuck. Vellede sagt zu Eudora, indem sie von ihren Haaren spricht: „Das ist mein Diadem; ich habe es für Dich bewahrt." Der Haarschmuck war nicht die größte, wohl aber die dauerhafteste Eroberung der Römer. Noch jetzt findet man in Grabmälern von Frauen diesen Schmuck unzerstört, während man die Stirn vergeblich sucht, die er krönte. Die durchdufteten Flechten, der Gegenstand der Verehrung der flüchtigsten Leidenschaften, haben Reiche überlebt; der Tod, der alle Fesseln sprengt, hat dieses leichte Netz nicht zerstören können. Jetzt tragen die Italienerinnen ihr eigenes Haar, das die Frauen aus dem Volke mit einer koketten Anmuth zu flechten verstehen.

De Brosses schildert die Engländer aufdem spanischen Platze ziemlich wie man sie noch heute sieht. Sie lebten schon zu seiner Zeit nur untereinander, machten großen Lärm, sahen auf die anderen armen Sterblichen mit

Verachtung herab, und kehrten in ihre räucherigen Maulwurfshügel in London zurück, ohne das Colosseum eines Blicks zu würdigen.

Sitten des gegenwärtigen Rom.

Die Sitten und die Personen wechseln von Jahrhundert zu Jahrhundert, aber die größte Umgestaltung Italiens ist vorzugsweise durch unsere zwiefache Besetzung Roms hervorgerufen worden.

Die römische Republik, welche unter dem Einfluß des Directoriums entstand, hat, so lächerlich sie auch mit ihren zwei Consuln und ihren Lictoren (erbärmlichen Facchini von der Straße aufgelesen) gewesen, doch einen glücklichen Einfluß auf die Neugestaltung der Civilgesetzgebung gehabt: von den Präfecturen der römischen Republik entlehnte Bonaparte das Institut seiner Präfecten.

Wir brachten nach Rom den Keim einer gänzlich mangelnden Administration. Als Rom die Hauptstadt des Departements des Tiber geworden, erhielt es eine vorzügliche Organisation. Wir brachten ihm das Hypothekenwesen. Die Unterdrückung der Klöster, der von Pius VI. sanctionirte Verkauf der Kirchengüter haben freilich den Glauben geschwächt. Der berüchtigte „Index," welcher noch jetzt jenseit der Alpen so viel Aufsehen macht, existirt fast gar nicht in Rom; denn für einige Bajocchi erhält man die Erlaubniß, das verbotene Werk mit vollkomme-

ner Gewissensruhe zu lesen. Der Index gehört zu jenen Gebräuchen, welche, gleich den Zeugen der früheren Zeit inmitten der neueren stehen bleiben. Wurden nicht auch in den Republiken von Rom und Athen der Titel eines Königs und die mit der Monarchie verschmolzenen Namen der großen Familien mit einer gewissen Ehrfurcht aufrecht erhalten? Nur die Franzosen grollen einfältiger Weise gegen ihre Grabmäler und ihre Annalen, zerschlagen die Crucifixe und verwüsten die Kirchen aus Haß gegen den Clerus aus dem Jahre der Gnade 1000 oder 1100. Es giebt nichts Kindischeres oder Einfältigeres, als dieser Zorn gegen die Erinnerungen; nichts könnte mehr zu dem Glauben verleiten, daß wir für ernste Angelegenheiten nicht fähig sind, und die wahren Grundsätze der Freihert uns für immer unbekannt bleiben werden. Anstatt die Vergangenheit zu verachten, sollten wir, wie es alle Völker gethan, sie als ehrwürdige Alte behandeln, welche gern von ihrer Zeit plaudert. Welchen Schaden kann uns das bringen? Sie unterrichtet und ergötzt uns durch ihre Erzählungen, ihre Ideen, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Gebräuche von ehemals; aber sie ist kraftlos und ihre Hände sind schwach und zitternd. Sollten wir die Zeitgenossin unserer Väter fürchten, die schon mit ihnen im Grabe läge, wenn sie sterben könnte, und die keine andere Bedeutung hat, als die wir ihrem Staube beilegen?

Die Franzosen haben in Rom während ihrer Occupation ihre Grundsätze zurückgelassen. Dies geschieht stets, wenn die Eroberung durch ein Volk vollbracht wird, welches im Besitz einer höheren Civilisation ist, als das unterworfene. Man denke nur an die Griechen in Asien

unter Alexander und an die Franzosen in Europa unter Napoleon. Bonaparte beeilte die Umgestaltung des Nationalgeistes, als er die Söhne ihren Müttern entriß und den italienischen Adel zwang, seine Palläste zu verlassen und die Waffen für ihn zu tragen.

Was die Physiognomie der römischen Gesellschaft betrifft, so könnte man sich an den Tagen eines Concerts oder Balles in Paris glauben. Die Altieri, die Palestrina, die Zagaroli, die Del Drago, die Lanto, die Lozzano u. s. w. würden in den Salons des Faubourg Saint-Germain nicht fremd sein; doch haben einige dieser Frauen eine Art schüchternen Wesens, welche wohl dem Klima zuzuschreiben ist. Die reizende Falconieri z. B. hält sich immer bei einer Thür auf, als wolle sie entfliehen, wenn man sie anblickt. Die Villa Mellini gehört ihr; ein Roman in diesem einsamen Casino unter den Cypressen am Ufer des Meeres könnte schon seinen Werth haben.

Aber welche Veränderungen in den Sitten und Personen die Jahrhunderte in Italien herbeigeführt haben, eine gewisse Majestät ist den Italienern geblieben, die wir anderen kümmerlichen Barbaren nicht erreichen können. In Rom sieht man noch römisches Blut und die Traditionen der Herren der Welt verwischen sich nicht. Wenn man Fremde in den kleinen neugebauten Häusern an der Porta del Popolo oder in den weitläufigen, zu kleineren Privatwohnungen eingerichteten Pallästen zusammengeschichtet sieht, so glaubt man Ratten zu sehen, die am Fuße der Denkmäler des Appollodorus und Michel Angelo sich ihre Löcher graben.

Jetzt verschließen sich die durch die Revolution ruinir-

ten römischen Großen in ihre Palläste, leben sparsam und sind ihre eigenen Geschäftsführer geworden. Wenn man, was sehr selten ist, das Glück hat, des Abends bei ihnen Zutritt zu erlangen, so durchschreitet man weite Säle ohne Möbel und halb erleuchtet, an deren Wänden antike Statuen aus dem Schatten gleich Gespenstern oder wiedererstandenen Todten hervorsehen. Am Ende dieser Säle öffnet der in Lumpen gekleidete Lakai eine Art von Gynäcäum, wo um einen Tisch drei oder vier alte oder junge dürftig gekleidete Frauen sitzen, welche bei dem Schein einer Lampe eine leichte Arbeit fertigen, während sie mit einem Vater, Bruder oder Gatten, welche im Dunkeln auf zerrissenen Lehnstühlen sitzen, einige Worte wechseln. Demungeachtet liegt in diesen, dem Anschein nach, so dürftigen Familienkreisen, umgeben von den Meisterwerken des Alterthums, etwas Schönes und Großes, etwas wahrhaft Adeliges, das wohl im Geschlecht selbst liegen mag. Die Sitte der Cicisbeen ist ausgestorben, obgleich es noch einzelne Abbés giebt, welche den Shawl und die Wärmflasche nachtragen, und wohl auch mancher Cardinal bei einer Frau wie ein altes Möbel anzutreffen ist.

Der Nepotismus und der Scandal der Päpste sind nicht mehr möglich, wie ja auch die Könige nicht mehr anerkannte Maitressen haben können. Womit beschäftigen sich aber die vornehmen römischen Damen in der Einsamkeit ihrer Wohnungen, da jetzt die Politik und die tragischen Liebesabenteuer nicht mehr ihr Leben erfüllen? Es wäre interessant, diesen neuen Sitten nachzuspüren; wenn ich in Rom bleibe, werde ich mich damit beschäftigen.

Rom und seine Umgebungen.

Am 10. December 1803 besuchte ich Tivoli; in jener Zeit sagte ich in einer damals gedruckten Schilderung: „Dieser Ort eignete sich ganz zum Nachdenken; ich gehe in mein vergangenes Leben zurück; ich fühle das Gewicht der Gegenwart; ich suche meine Zukunft zu durchdringen: wo werde ich in zwanzig Jahren sein, was werde ich dann thun?“

Zwanzig Jahre! das schien mir damals ein Jahrhundert; ich glaubte schon ins Grab gestiegen zu sein, ehe diese Zeit verstrichen wäre. Aber nicht ich bin vergangen, wohl aber der Herr der Welt und sein Reich.

Fast alle Reisende der älteren wie der neueren Zeit haben in der römischen Campagna nichts gesehen, als die völlige Nacktheit und Dürre des Landes. Selbst Montaigne spricht nur von dem übeln Eindruck, den diese Gegend auf ihn gemacht hat.

Erst in der neueren Zeit haben französische und englische Reisende mit Entzücken von der ernsten Schönheit gesprochen, durch welche die Campagna sich auszeichnet.

Dasselbe Gefühl, dem ich zuerst Worte lieh, hatten auch manche Maler, wie Poussin und Claude Lorrain. Die Campagna war für sie eine geheimnißvolle Quelle von Schönheiten, aus welcher sie schöpften; in dem sie sie aus einer Art Geiz dem großen Haufen verbargen, fast als wenn sie gefürchtet hätten, sie zu profaniren.

Ich habe meinen Brief an Herrn von Fontanes über Rom, den ich vor zwanzig Jahren geschrieben, wieder durch-

gelesen, und ich gestehe, ihn so genau gefunden zu haben, daß es mir unmöglich wäre, darin ein Wort zu streichen oder hinzuzufügen. Eine Gesellschaft Ausländer hat diesen Winter (1829) sich erboten, die römische Campagna urbar zu machen. Die Cardinäle haben aber diesen Anträgen kein Gehör gegeben. Das heilige Collegium hängt an der Vergangenheit. Uebrigens ist es auch zur großen Beschämung der Oeconomisten nachgewiesen worden, daß die römische Campagna dem Eigenthümer als Weideplatz 5 Procent einträgt, während sie als Acker nur 1½ Procent bringen würde. Nicht aus Trägheit, sondern seines wirklichen Vortheils wegen giebt der Landmann der Ebenen der Viehzucht den Vorzug vor dem Ackerlande. Eine Hectare im römischen Gebiete trägt fast eben so viel ein, als eine Hectare in einem der besten Departements Frankreichs. Man braucht darüber nur das Werk des Monsignor Nicolai zu lesen.

Briefe an Herrn Villemain.

Ich habe schon gesagt, daß ich im Anfang meiner Reise nach Rom ein großes Mißbehagen empfand, nach und nach aber mich an die Ruinen und die Sonne gewöhnte. Der erste Eindruck war noch vorherrschend, als ich am 3. November 1828 Herrn Villemain folgende Antwort schickte:

„Ihr Brief ist mir in meiner römischen Einsamkeit sehr gelegen gekommen; er hat das Heimweh, das ich sehr spüre, etwas unterdrückt. Dieses Uebel ist nichts anderes als meine Jahre, die mich hindern, die Dinge so zu sehen wie früher. Wenn ich allein mitten unter den Trümmern der Jahrhunderte einhergehe, dienen sie mir jetzt nicht mehr als Leiter, um die Zeit zu messen: ich gehe in die Vergangenheit zurück, ich sehe, was ich verloren habe und welche Zukunft mir noch übrig bleibt. Ich zähle die Freuden, die mir noch werden könnten und finde keine; ich zwinge mich zu bewundern, was ich einst bewunderte, und kann es nicht mehr. Ich kehre in meine Wohnung zurück, um meine Würde zu ertragen, bald vom Sirocco durchglüht, bald von der Tramontana durchkältet. Das ist mein Leben. Man beschäftigt sich viel mit einstürzenden Monumenten, man stützt sie, man reinigt sie von ihren Pflanzen und Blumen; die Frauen, die ich jung verlassen hatte, sind alt geworden und die Ruinen verjüngen sich. Was soll man auch hier thun?

„Ich versichere Sie, daß ich keinen andern Wunsch hege, als nach Paris zurückzukehren und nicht wieder von dort mich zu entfernen. Ich habe gegen mein Vaterland und meine Freunde alle Verpflichtungen erfüllt. Wenn Sie mit Herrn Bertin de Vaux im Staatsrath sein werden, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen, denn Ihre Talente werden Sie bald weiter führen. Mein Rücktritt hat, wie ich hoffe, ein wenig dazu beigetragen, eine gefürchtete Opposition aufhören zu machen; die öffentlichen Freiheiten sind Frankreich für immer gewonnen. Mein Opfer muß jetzt mit meiner Rolle endigen. Ich verlange nichts

weiter, als in meine Krankenstube zurückzukehren. Von diesem Lande kann ich nur Gutes sagen. Man hat mich auf das Zuvorkommenste aufgenommen und ich habe eine tolerante und von den Angelegenheiten außerhalb Italien sehr unterrichtete Regierung gefunden; aber mir gefällt nichts mehr, als die Idee, gänzlich zurückzutreten. Es ist gut, wenn man das Schweigen des Grabes schon früher um sich verbreitet, als es uns erreicht."

An Frau Recamier.

„Rom, Sonnabend, d. 8. Novbr. 1828.

„Herr de la Ferronnays giebt mir die Kunde, von der Uebergabe Varna's, die ich schon kannte. Ich glaube, Ihnen schon früher gesagt zu haben, daß die ganze Frage mir von dem Fall dieses Platzes abzuhängen scheine und daß die Pforte nicht eher an den Frieden denken würde, als bis die Russen das gethan hätten, was in ihren früheren Kriegen nicht geschehen ist. Unsere Zeitungen sind in diesen letzten Zeiten jämmerlicher Weise zu Beschützern der Türken geworden. Wie konnten sie nur je die edle Sache Griechenlands vergessen und vor Barbaren bewundernd niederfallen, welche über das Vaterland großer Männer und über den schönsten Theil Europa's Sclaverei und Pest verbreitet haben? So sind wir Franzosen aber. Ein wenig persönliche Unzufriedenheit läßt uns unsere Principien und die edelsten Gesinnungen vergessen. Die geschlagenen

Türken werden vielleicht mein Mitgefühl erregen; die siegreichen Türken könnten mir nur Grauen einflößen.

„So ist denn mein Freund, Herr de la Ferronnays, am Ruder geblieben. Ich schmeichle mir, daß mein Entschluß, ihm zu folgen, die Mitbewerber um sein Portefeuille entfernt hat. Aber ich muß weg von hier; ich sehne mich wieder zurück in meine Einsamkeit. Ich dürste nach Unabhängigkeit für meine noch übrigen Tage. Die jüngeren Generationen sind herangewachsen, sie werden die öffentlichen Freiheiten, für welche ich so viel gestritten habe, fest begründet finden. Mögen sie sich meiner Erbschaft freuen, aber sie nicht mißbrauchen. Ich will in Ihrer Nähe in Frieden sterben.

„Vorgestern war ich nach der Villa Panfili gegangen; welche schöne Einsamkeit!"

„Rom, Sonnabend, d. 15. Novbr.

„Der erste Ball bei Torlonia ist gewesen. Ich habe dort alle Engländer der Welt angetroffen. Ich glaubte mich noch Gesandter in London. Die Engländerinnen sehen aus wie Figurantinnen, welche engagirt sind, den Winter in Paris, Mailand, Rom und Neapel zu tanzen und im Frühjahr nach abgelaufenem Engagement nach London zurückkehren. Dieses Springen auf den Ruinen des Capitols, diese einförmigen Sitten, welche die vornehme Gesellschaft überall hinträgt, sind höchst seltsam. Könnte ich mich nur noch in die römische Einsamkeit flüchten!

„Wahrhaft beklagenswerth, weil es der Natur des Ortes so ganz widerspricht, ist diese Menge Engländerin-

nen und frivoler Dandies, welche sich an den Armen fest- halten, wie Fledermäuse bei den Flügeln und ihre Bizarrerie, ihre Langweile und und ihre Unverschämtheit bei allen Festen zur Schau tragen und sich daselbst wie in einer Herberge niederlassen. Dieses vagabondirende Großbritannien drängt sich bei allen öffentlichen Feierlichkeiten vor, steigt auf unsere Plätze und boxt im Nothfall mit uns, um uns zu verjagen. Den ganzen Tag verspeist es in Eile Gemälde und Ruinen und verschlingt in den Abendgesellschaften eine Masse Kuchen und Eis, um uns eine Ehre zu erweisen. Ich weiß nicht, wie ein Gesandter dieß ungeschlachten Gäste dulden kann und ihnen nicht lieber die Thüre weist."

Erklärung über die folgende Denkschrift.

Ich habe im „Congreß von Verona" von meiner Denkschrift über den Orient gesprochen. Als ich sie 1828 von Rom aus an den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Grafen de la Ferronnays schickte, war die Welt nicht, was sie jetzt ist. In Frankreich herrschte noch die Legitimität; in Rußland hatte Polen seine Existenz noch nicht verloren; in Spanien herrschten noch die Bourbons und England hatte noch nicht die Ehre, uns zu beschützen. Vieles ist also in dieser Denkschrift veraltet. Jetzt würde meine äußere Politik unter mehreren Beziehungen nicht mehr dieselbe sein; zwölf Jahre haben

die diplomatischen Verbindungen ganz verändert, aber die Grundlage ist wahr geblieben. Ich habe diese Denkschrift vollständig hier angefügt, um die Restauration gegen abgeschmackte Vorwürfe zu vertheidigen, die man ihr noch fortdauernd, trotz der klaren Beweiskraft der Thatsachen macht. Sobald die Restauration unter ihren Freunden ihre Minister gewählt hatte, hörte sie nicht auf, für die Unabhängigkeit und Ehre Frankreichs zu wachen; sie erhob sich gegen die Wiener Verträge, sie reclamirte schützende Grenzen, nicht des eitlen Ruhmes wegen, das Land bis an den Rhein auszudehnen, sondern ihrer Sicherheit wegen. Sie lachte, als man ihr von dem Gleichgewicht Europa's sprach, ein Gleichgewicht, das mit solchem Unrecht gegen sie gebrochen worden ist; deshalb wünschte sie anfangs ihre Südgrenze zu schützen, weil man sie im Norden entwaffnet hatte. Bei Navarin fand sie eine Marine und die Freiheit Griechenlands; die orientalische Frage fand sie nicht unvorbereitet.

Seit der Zeit, wo ich diese Denkschrift niederschrieb, habe ich drei Ansichten über den Orient festgehalten:

1) Wenn die europäische Türkei zerstückelt werden soll, müssen wir einen Antheil durch eine Gebietsvergrößerung an unsern Grenzen und durch den Besitz irgend eines militärischen Punktes im Archipel erhalten. Die Theilung der Türkei mit der Theilung Polens zu vergleichen, ist Unsinn.

2) Es heißt drei Jahrhunderte aus der Geschichte streichen, wenn man die Türkei so betrachtet, wie sie zu den Zeiten Franz I. war, nämlich als eine Macht, die unserer Politik nützlich sein könnte.

3) Die Türkei zu civilisiren, indem man ihr Dampfboote und Eisenbahnen giebt, ihre Armeen disciplinirt und

ihre Flotten auf einen bessern Fuß bringt, heißt nicht, die Civilisation im Orient verbreiten, sondern die Barbarei über den Occident herbeiführen. Künftige Ibrahims könnten uns in die Zeiten Karl Martells oder der Belagerung Wiens zurückwerfen, wo Europa nur durch das heldenmüthige Polen gerettet wurde, auf welchem die Undankbarkeit der Könige lastet.

Ich muß bemerken, daß ich mit Benjamin Constant der einzige war, der die Unklugheit der christlichen Regierungen bemerkbar machte. Ein Volk, dessen sociale Ordnung auf Sclaverei und Polygamie gegründet ist, muß man in die Steppen der Mongolei zurück jagen. Endlich existirt die europäische Türkei, sobald es kraft des Vertrags von Unkiar-Skelessi zum Vasallen Rußlands geworden ist, gar nicht mehr. Sollte sich die Frage sofort entscheiden, woran ich zweifle, so wäre es vielleicht besser, daß ein unabhängiges Reich in Konstantinopel seinen Sitz nähme und Griechenland das ganze Reich erhielte. Ob dies möglich, weiß ich nicht. Was Mehemed Ali betrifft, den mitleidslosen Pächter und Zollwächter, so ist Aegypten im Interesse Frankreichs besser in seinen Händen zu lassen als in die der Engländer zu übergeben.

Aber ich bemühe mich umsonst, die Ehre der Restauration nachzuweisen. Wer bekümmert sich noch darum, was sie gethan hat, wer wird in einigen Jahren danach fragen? Ich könnte mich eben so gut für die Interessen von Tyrus und Ecbatana erhitzen. Diese Welt ist vorüber und kommt nicht wieder. Nach Alexander begann die römische Macht; nach Cäsar änderte der Christianismus die Welt; nach Karl dem Großen erzeugte die Feu-

dalmacht eine neue Gesellschaft; nach Napoleon — Nichts: man sieht weder Reiche, noch Religion, noch Barbaren kommen. Die Civilisation ist auf ihren höchsten Gipfel gestiegen; aber es ist eine materielle, unfruchtbare Civilisation, die nichts hervorbringen kann; denn nur der Geist giebt Leben. Nur auf den Wegen des Himmels gelangt man zur Schöpfung der Völker; die Eisenbahnen werden uns nur mit größerer Schnelligkeit in den Abgrund führen.

Das ist mein Vorbericht, der mir zum Verständniß der folgenden Denkschrift nothwendig erschien.

Brief an den Grafen de la Ferronnays.

„Rom, d. 30. Novbr. 1828.

„In Ihrem Privatbriefe vom 10. November sagten Sie mir, mein edler Freund:

„Ich sende Ihnen eine kurze Uebersicht unserer politischen Lage und Sie haben wohl die Gefälligkeit, mich dagegen Ihre Ansichten wissen zu lassen, deren Kenntnißnahme bei solchen Gelegenheiten stets von solchem Werthe ist."

„Ihre Freundschaft, edler Graf, beurtheilt mich mit zu großer Nachsicht. Ich glaube keineswegs, Ihnen mit beifolgender Denkschrift eine bessere Einsicht verleihen zu können; ich komme nur Ihrem Wunsche nach."

Denkschrift.

Erster Theil.

„Bei der Entfernung, in der ich vom Schauplatz der Ereignisse stehe und in der fast gänzlichen Unkenntniß über den Stand der Unterhandlungen, in der ich mich befinde, kann ich kaum angemessene Schlüsse ziehen. Da ich aber zu lange ein bestimmtes System über die innere Politik Frankreichs besitze, da ich so zu sagen, der erste gewesen bin, welcher die Befreiung Griechenlands forderte, so lege ich Ihnen, edler Graf, gern meine Ideen zur Prüfung vor.

„Es war noch nicht die Rede vom Vertrag des 6. Juni, als ich meine Note über Griechenland veröffentlichte. In dieser Note lag der Keim des Vertrags. Ich schlug den fünf Großmächten Europa's vor, eine Collectivnote an den Divan zu richten und ihm darin jede fernere Feindseligkeit gegen die Hellenen streng zu untersagen. Im Falle einer Weigerung sollten die Mächte erklären, daß sie die Unabhängigkeit der griechischen Regierung anerkennen und die diplomatischen Agenten derselben empfangen würden.

„Diese Note wurde in den verschiedenen Kabinetten gelesen. Der Platz, den ich einnahm, als Minister der auswärtigen Angelegenhiten, gab meiner Ansicht einige Bedeutung; und, merkwürdig genug, der Fürst Metternich zeigte sich dem Inhalt meiner Note weniger feindlich als Herr Canning.

„Der Letztere, mit welchem ich in ziemlich vertrauten Verhältnissen gestanden hatte, war mehr Redner als großer Politiker, mehr ein Mann von Talent als ein Staatsmann. Er war im Allgemeinen gewissermaßen eifersüchtig auf die Erfolge Anderer und namentlich Frankreichs. Wenn die Opposition im Parlamente seine Eigenliebe verletzte oder erhob, so stürzte er sich in falsche Maßnahmen und erging sich in Sarcasmen oder Prahlereien. So verwarf er in Bezug auf den spanischen Krieg die Bitte um Intervention, die ich dem Kabinet von Madrid mit solcher Mühe entrissen hatte. Der geheime Grund davon war, daß er dieses Verlangen nicht selbst gestellt hatte; er wollte nicht einsehen, daß selbst bei seinem Systeme (wenn er überhaupt eins hatte), das in einem allgemeinen Congreß repräsentirte England keinesweges durch die Beschlüsse dieses Congresses gebunden sein und noch immer für sich frei würde handeln können. So ließ Herr Canning Truppen nach Portugal marschiren, nicht um eine Verfassung zu beschützen, über die er zuerst spottete, sondern weil die Opposition ihm die Anwesenheit unserer Truppen in Spanien verwarf und er dem Parlamente wollte sagen können, daß die englische Armee Lissabon im Besitz habe, wie die französische Armee Cadix. Auf dieselbe Weise hat er auch den Vertrag vom 6. Juli gegen seine individuelle Ansicht und gegen die Ansicht seines eigenen Landes unterzeichnet, obgleich er der Sache der Griechen so ungünstig war. Sein Beitritt zu diesem Vertrage entstand einzig aus seiner Besorgniß, wir möchten mit Rußland die Initiative in der Frage ergreifen und allein den Ruhm eines großmüthigen Entschlusses davontragen. Dieser Minister, der bei dem

Allen einen großen Nachruhm hinterlassen wird, glaubte auch durch diesen Vertrag die Bewegungen Rußlands zu hemmen, obgleich Jedermann einsah, daß der Wortlaut desselben den Kaiser Nicolaus keineswegs fesselte und nicht einmal nöthigte, einem besondern Kriege mit der Türkei zu entsagen.

„Der Vertrag vom 6. Juli ist gestaltlos, in der Eile zusammengeflickt; nichts ist darin vorauszusehen und er wimmelt von widersprechenden Bestimmungen.

„In meiner Note über Griechendland setzte ich die Zustimmung der fünf Großmächte voraus; da aber Oesterreich und Preußen sich besonders geeinigt haben, so giebt ihnen ihre Neutralität die Freiheit, je nach den Ereignissen, sich für oder wider die eine der Krieg führenden Parteien zu erklären.

„Doch wozu auf die Vergangenheit zurückgehen? man muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Bei vollendeten Thatsachen bleibt den Regierungen nichts übrig, als den möglich besten Vortheil daraus zu ziehen. Prüfen wir also diese Thatsachen.

„Wir halten Morea besetzt und die Plätze dieser Halbinsel sind in unsern Händen. Das betrifft uns.

„Varna ist genommen und wird ein Vorposten, den Rußland 70 Marschstunden von Konstantinopel inne behält. Die Dardanellen sind blockirt, die Russen bemächtigen sich während des Winters Silistrias und einiger anderer Festungen; zahlreiche Verstärkungen werden herbeigezogen. Mit dem ersten Erwachen des Frühlings wird ein entscheidender Feldzug beginnen; in Asien hat der General Paskiewitsch drei Paschaliks besetzt, steht an den Quellen des

Euphrat und bedroht die Straße nach Erzerum. Das ist Rußlands Stellung.

„Hätte der Kaiser Nicolaus besser gethan, einen Winter-Feldzug in Europa zu beginnen? Ich glaube es, wenn es möglich gewesen wäre. Wäre er auf Konstantinopel marschirt, so hätte er den gordischen Knoten zerhauen und allen diplomatischen Intriguen ein Ende gemacht; man weicht dem Erfolge und das beste Mittel, Bundesgenossen zu erhalten, ist zu siegen.

„Was die Türkei betrifft, so wird mir nachgewiesen, daß sie uns den Krieg erklärt hätte, wenn die Russen vor Varna gescheitert wären. Wird sie verständig genug sein, Unterhandlungen mit England und Frankreich jetzt anzuknüpfen, um sich wenigstens von dem Einen oder dem Andern los zu machen? Oesterreich möchte ihr gern diesen Ausweg rathen; aber es ist sehr schwierig, das Benehmen einer Menschenrace vorauszusehen, die nicht auf europäische Weise denkt. Verschlagen wie Sclaven und doch auch stolz wie Tyrannen, wird ihr Zorn nur durch die Furcht gezügelt. Der Sultan Mahmud II. scheint in gewissen Beziehungen den früheren Sultanen überlegen; besonders besitzt er den politischen Muth; aber hat er auch persönlichen Muth? Er begnügt sich, in den Vorstädten seiner Hauptstadt Revuen über seine Truppen zu halten und läßt sich dann von seinen Großen bewegen, nicht einmal bis Adrianopel zu gehen. Die große Masse der Bewohner Constantinopels würde durch die Triumphe mehr im Zaume gehalten als durch die Gegenwart ihres Herrn.

„Nehmen wir jedoch an, daß der Divan sich zu Unterhandlungen auf den Grundlagen des Vertrags vom 6. Juli

hergiebt. Die Verhandlungen werden sehr schwierig sein; man wird nicht zu Ende kommen und wenn auch nichts zu bestimmen wäre, als die Grenzen Griechenlands. Wo sollen die Grenzen auf dem Festlande gezogen werden? Wie viel Inseln sollen der Freiheit zurückgegeben werden? Wird man Samos aufgeben, das seine Unabhängigkeit so tapfer vertheidigt hat?

Doch gehen wir weiter, nehmen wir die Conferenzen schon als festgestellt an. Werden sie die Armeen des Kaisers Nicolaus in ihrem Vorschreiten aufhalten? Während die Bevollmächtigten der Türkei und der drei verbündeten Mächte im Archipel unterhandeln, verändert jeder Schritt der in die Bulgarei eindringenden Truppen den Stand der Frage. Werden die Russen zurückgeschlagen, so heben die Türken die Conferenzen auf; kommen aber die Russen bis vor die Thore von Constantinopel, so kann von der Unabhängigkeit Morea's keine Rede mehr sein. Die Griechen würden dann weder Beschützer noch Unterhändler brauchen.

„Will man also den Divan vermögen, sich mit dem Vertrag vom 6. Juli zu beschäftigen, so heißt dies die Schwierigkeit nicht lösen, sondern verlängern. Das Zusammentreffen der Emancipation Griechenlands und des Friedensschlusses zwischen den Türken und Russen ist, meiner Ansicht nach, nothwendig, um die Kabinete Europa's aus der Verlegenheit zu reißen, in welcher sie sich befinden.

„Welche Bedingungen wird Kaiser Nicolaus an den Frieden knüpfen?

„In seinem Manifeste erklärt er, nicht erobern zu wol-

len, spricht aber von Entschädigungen für die Kriegskosten. Das ist sehr unbestimmt und kann weit führen.

„Wird das Cabinet von St. Petersburg, unter dem Vorwande, die Verträge von Akjerman und Yassy zu regulasiren, 1) die vollständige Unabhängigkeit der beiden Fürstenthümer, 2) Handelsfreiheit auf dem schwarzen Meere sowohl für die russische wie für andere Nationen; 3) die Wiedererstattung der in dem letzten Feldzug aufgewendeten Summen verlangen?

„Unzählige Schwierigkeiten bieten sich einem Friedensschlusse auf solchen Grundlagen dar.

„Wenn Rußland den Fürstenthümern Fürsten seiner Wahl geben will, so wird Oesterreich, die Moldau und die Wallachei, wie zwei russische Provinzen ansehen und sich dieser politischen Conjunctur widersetzen.

„Soll die Moldau und die Wallachei der Herrschaft eines von jeder Großmacht unabhängigen Fürsten unterworfen werden oder will man den Fürsten unter das Protectorat mehrerer Großmächte stellen?

„In diesem Falle würde Nicolaus von Mahmud ernannte Hospodare vorziehen, denn so lange die Fürstenthümer türkisch bleiben, sind sie den russischen Waffen blosgestellt.

„Die Handelsfreiheit auf dem schwarzen Meere und die Oeffnung dieses Meeres für alle Flotten Europa's und Amerika's, würde die Macht der Pforte in ihren Grundvesten erschüttern. Das Vorbeisegeln von Kriegsschiffen unter den Mauern von Konstantinopel würde in Bezug auf die geographische Lage des ottomanischen Reichs dem gleichkommen, wenn man fremden Armeen das Recht zuge-

stehen wollte, zu jeder Zeit Frankreich längs der Mauern von Paris zu durchziehen.

„Wo sollte denn wirklich die Türkei das Geld hernehmen, um die Kosten des Feldzugs zu bezahlen? Der angebliche Schatz der Sultane ist eine alte Fabel. Die diesseits des Kaukasus eroberten Provinzen könnten freilich als einstweilige Sicherheit für die verlangte Summe abgetreten werden: von den beiden russischen Armeen scheint mir die eine, in Europa, mit den Interessen der Ehre des Kaisers, die andere, in Asien, mit seinen Geldangelegenheiten beauftragt zu sein. Aber wenn Nicolaus sich durch die Erklärungen in seinem Manifeste nicht gebunden glaubte, würde England mit gleichgültigem Auge den Moskowiter auf dem Wege nach Indien vordringen sehen? War es nicht schon beunruhigt, als er 1827 einen Schritt weiter in das persische Reich that?

„Wenn die doppelte Schwierigkeit, welche aus dem Streben, den Vertrag in Vollzug zu setzen und aus den besondern Bedingungen eines Friedens zwischen der Türkei und Rußland hervorgeht; wenn diese doppelte Schwierigkeit die Bemühungen nutzlos machen sollte, welche man zur Besiegung so vieler Hindernisse versucht; wenn ein zweiter Feldzug im Frühjahr sich eröffnen sollte, würden die europäischen Großmächte Theil an dem Kampfe nehmen? Und welche Rolle würde Frankreich dabei spielen müssen? Das will ich in dem zweiten Theile dieser Denkschrift untersuchen.

Zweiter Theil.

„Oesterreich und England haben gemeinsame Interessen, sie sind in Bezug auf ihre äußere Politik natürliche Alliirte, wie verschieden auch übrigens die Form ihrer Regierungen und wie entgegengesetzt die Grundsätze ihrer innern Politik sein mögen. Beide sind Feinde und Nebenbuhler Rußlands, beide wünschen die Fortschritte dieser Macht aufzuhalten; sie werden sich vielleicht in einem extremen Falle vereinigen, aber sie fühlen, daß, wenn Rußland sich dadurch nicht imponiren läßt, es auch dieser mehr scheinbar als wirklich furchtbaren Union trotzen kann.

„Oesterreich hat von England nichts zu fordern und dieses ist für Oesterreich zu nichts gut, als ihm Geld zu verschaffen. England aber, von der Last seiner Schuld fast erdrückt, kann Niemand mehr Geld leihen; Oesterreich aber kann, seinen eigenen Hülfsmitteln überlassen, bei dem gegenwärtige Stande seiner Finanzen, keine zahlreichen Armeen in Bewegung setzen, besonders da es genöthigt ist, Italien zu überwachen und an den Grenzen Polens und Preußens gedeckt zu sein. Die gegenwärtige Stellung der russischen Truppen würde ihnen erlauben, schneller in Wien als in Konstantinopel zu sein.

„Was vermögen die Engländer gegen Rußland? Sie können das baltische Meer verschließen, keinen Hanf und kein Holz auf den nordischen Märkten kaufen, die Flotte des Admirals Heyden im Mittelmeere zerstören, einige Ingenieurs und Soldaten nach Konstantinopel werfen, diese Hauptstadt mit Mund- und Kriegsvorräthen versehen,

in das schwarze Meer eindringen, die Häfen der Krim blokiren, die im Felde stehenden russischen Truppen des Beistandes ihrer Handels- und Kriegsflotten berauben.

„Nehmen wir dies Alles als völlig geschehen an (was aber ohne beträchtliche Kosten nicht geschehen kann, bei denen noch obenein auf keine Entschädigung zu rechnen ist), so bliebe für Nicolaus noch immer seine ungeheure Landarmee. Ein Angriff Österreichs und Englands gegen Rußland zu Gunsten der Pforte könnte nur in dem erstern die Popularität eines Krieges erhöhen, der bereits der Nation für einen Religionskrieg gilt. Kriege dieser Art führt man ohne Geld; sie stürzen durch die Macht der Meinung Nationen auf Nationen. Wollten die Popen in Petersburg einen Religionskrieg predigen, wie die Ulemas in Konstantinopel, sie würden genug Soldaten finden und hätten größere Aussicht auf Erfolg bei diesem Aufruf der Leidenschaften als ihre Gegner. Die feindlichen Einbrüche vom Norden nach Süden sind viel unwiderstehlicher und geschehen weit schneller als die, welche vom Süden gegen den Norden ausgehen. Die Neigung der Völkerschaften zieht sie stets nach den wärmeren Klimaten.

„Würde Preußen ein gleichgültiger Zuschauer in diesem großen Kampfe bleiben, wenn Oesterreich und England sich für die Türkei erklärten? Das ist nicht zu glauben.

„Im Berliner Kabinete existirt zwar eine Partei, welche das Kabinet von St. Petersburg haßt und fürchtet, aber diese Partei, welche noch obenein alt zu werden beginnt, findet die anti-österreichische Partei und besonders Familienaffectionen als ein mächtiges Hinderniß gegen sich.

„Die gewöhnlich unter den Fürsten so schwachen Familienbande sind in Preußen sehr stark. Der König Friedrich Wilhelm III. liebt seine Tochter, die regierende Kaiserin von Rußland, zärtlich und gefällt sich in dem Gedanken, daß sein Enkel auf den Thron Peter des Großen steigen werde, die Prinzen Friedrich, Wilhelm, Karl, Heinrich Albert sind ebenfalls ihrer Schwester Alexandra sehr zugethan und der Kronprinz erklärte erst neulich in Rom, daß er ein „Türkenfresser" sei.

„Zergliedert man auf diese Weise die Interessen, so bemerkt man, daß Frankreich sich in einer bewundernswürdigen politischen Lage befindet. Es kann der Schiedsrichter in diesem großen Kampfe werden; es kann sich nach Willkür für eine oder die andere Partei erklären, oder auch seine Neutralität behaupten, je nach der Zeit und den Umständen. Wenn es aber je eine Partei ergreifen müßte, wenn seine Rathschläge nicht gehört würden, wenn die Mäßigung und das Edelmüthige seines Betragens nicht zu dem gewünschten Frieden für sich und die anderen führte; wenn es in die Nothwendigkeit versetzt würde, die Waffen zu ergreifen, so müßten alle seine Interessen es auf die Seite Rußlands ziehen.

„Wenn sich zwischen Oesterreich und England gegen Rußland ein Bündniß bildet, welchen Nutzen könnte Frankreich aus seinem Beitritt zu diesem Bündniß ziehen?

„Würde ihm England seine Schiffe leihen?

„Frankreich ist noch immer, nächst England, die erste Seemacht Europa's; es hat mehr Schiffe, als es bedarf, um im Nothfalle Rußlands Seemacht zu zerstören.

„Würde England uns Subsidien leihen?

„England hat kein Geld; Frankreich hat mehr als England und die Franzosen haben nicht nöthig, sich vom britischen Parlamente besolden zu lassen.

„Würde uns England Soldaten und Waffen leihen?

„Die Waffen mangeln Frankreich keinesweges, noch weniger die Soldaten.

„Würde uns England einen Gebietszuwachs an Inseln oder auf dem Continente zusichern?

„Wo sollen wir diese Gebietsvergrößerung hernehmen, wenn wir zum Vortheil des Großherrn mit Rußland Krieg führen? Wollen wir Landungen an den Küsten der Ostsee, des schwarzen Meeres oder der Behringsstraße versuchen? Und könnten wir was anderes hoffen? Dürften wir glauben, England mit uns so eng zu verbinden, daß es zu unserer Hülfe bereit wäre, wenn unsere innern Angelegenheiten sich jemals verwirren sollten?

„Gott bewahre uns vor einer solchen Vorsicht und vor einer fremden Intervention in unsern inneren Angelegenheiten! England hat übrigens stets die Könige und die Freiheit der Völker nicht sehr hoch gehalten, es ist stets bereit, Monarchie oder Republik seinen Privatinteressen unbedenklich zum Opfer zu bringen. Noch vor Kurzem erkannte es die Unabhängigkeit der spanischen Colonien, während es sich zu gleicher Zeit weigerte, die von Griechenland anzuerkennen. Es schickte Flotten aus zur Unterstützung der mexikanischen Insurgenten und ließ in der Themse einige kleine, für die Griechen bestimmte Dampfschiffe anhalten. Es gab die Legitimität der Rechte Mahmud's zu und leugnete die Ferdinands VII. von Spanien. So diente es wechselsweise dem Despotismus oder der

Demokratie, je nach dem Winde, welcher in seine Häfen die Schiffe der Kaufleute der City einführt.

„Wenn wir uns endlich den kriegerischen Plänen Englands und Oesterreichs gegen Rußland anschlössen, wo sollten wir unsern alten Gegner von Austerlitz suchen? Er ist nicht an unsern Grenzen. Sollen wir denn auf unsere Kosten Hunderttausend wohlgerüstete Truppen ausrücken lassen, um Wien oder Konstantinopel zu unterstützen? Sollten wir eine Armee in Athen halten, um die Griechen gegen die Türken, und eine andere in Adrianopel, um die Türken gegen die Russen zu beschützen? Sollen wir die Osmanlis in Morea mit Kartätschen begrüßen und in den Dardanellen sie umarmen! Was aber keinen Sinn hat, kann auch keinen glücklichen Ausgang haben.

„Setzen wir jedoch, gegen alle Wahrscheinlichkeit, den Fall, daß unsere Anstrengungen bei dieser naturwidrigen dreifachen Allianz mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt würde, nehmen wir an, Preußen bliebe mit den Niederlanden während des ganzen Kampfes neutral und wir wären nicht genöthigt, uns sechszig Stunden von Paris zu schlagen, sondern könnten unsere Streitkräfte nach Außen wenden: welchen Nutzen würde ein solcher Kreuzzug zur Befreiung des Grabmals Mahumed's uns bringen? Als Ritter der Türken würden wir aus dem Orient mit einem Ehrenpelz zurückkehren; wir hätten den Ruhm, eine Milliarde und zweimalhunderttausend Menschen geopfert zu haben, um Oesterreichs Schrecken zu beruhigen, um der Eifersucht Englands genug zu thun, um im schönsten Theile der Welt, Pest und Barbarei zu erhalten, die stets im Gefolge des osmanischen Reiches sind. Oesterreich hätte

vielleicht seine Staaten auf Kosten der Wallachei und der Moldau vergrößert, und England hätte vielleicht von der Pforte einige Handelsprivilegien erhalten, die, wenn wir sie auch theilen sollten, nur von geringem Nutzen für uns sein können, weil wir weder dieselbe Anzahl von Handelsfahrzeugen noch dieselben Manufacturwaaren für den Orient haben wie die Engländer. Wir würden aus dieser Tripel-Allianz nichts gewinnen, denn, wenn sie ihr Ziel auch erreichte, so würde sie es nur auf unsere Kosten erreichen.

„Aber wenn England auch nicht im Stande wäre, uns einen directen Vortheil zu gewähren, könnte es nicht wenigstens auf das Kabinet in Wien einwirken, um uns zur Entschädigung für die Opfer, die wir übernehmen, die ehemaligen am linken Ufer des Rheins gelegenen Departements zurückzugeben?

„Nein; Oesterreich und England werden sich stets einer solchen Concession widersetzen; Rußland allein kann es thun, wie wir es sogleich sehen werden. Oesterreich verabscheut und fürchtet uns noch mehr, als es Rußland haßt und verabscheut, und lieber würde es der letztern Macht eine Ausdehnung nach der Seite der Bulgarei zu gestatten, als Frankreich nach der Seite Bayerns zu.

„Aber das Gleichgewicht Europa's wäre gestört, wenn der Czar Konstantinopel zur Hauptstadt seines Reichs machte.

„Was versteht man unter dem Gleichgewicht Europa's? Will man damit sagen, daß Rußland, nach der Eroberung der europäischen Türkei sich Oesterreichs bemächtigen, Deutschland und Preußen unterwerfen und endlich sogar Frankreich sich dienstbar machen würde?

„Jedes Reich, das sich maßlos ausdehnt, verliert an Kraft; fast immer zertheilt es sich und so würde man bald zwei oder drei russische Reiche sich gegenseitig bekämpfen sehen.

„Besteht denn aber auch seit den letzten Verträgen das Gleichgewicht Europa's noch für Frankreich?

„England hat fast alle seine Eroberungen behalten, die es, während des Revolutionskrieges in den Colonieen der drei Welttheile gemacht hat; in Europa hat es Malta und die ionischen Inseln erworben und sogar das Kurfürstenthum Hanover ist zu einem Königreiche angeschwollen und um einige Herrschaften vergrößert wurden.

„Oesterreich hat seine Besitzungen mit einem Dritttheil Polens, einigen Abfällen von Bayern und einem Theile Dalmatiens und Italiens vermehrt. Es besitzt zwar nicht mehr die Niederlande; aber diese Provinz ist nicht an Frankreich gefallen und ist ein furchtbarer Bundesgenosse Englands und Preußens gegen uns geworden.

„Preußen hat sich um das Großherzogthum Posen, einen Theil Sachsens und den Hauptheil der Rheinischen Kreise vergrößert. Sein Vorposten liegt auf unserem eigenen Gebiete, zehn Tagemärsche von unserer Hauptstadt entfernt.

„Rußland hat Finnland wieder erhalten und sich an den Ufern der Weichsel festgesetzt.

„Und was haben wir bei allen diesen Theilungen gewonnen? Uns hat man unsere Colonieen genommen und selbst unser altes Gebiet ist nicht ungerupft davon gekommen; denn Landau, losgerissen von Frankreich, und die geschleiften Festungswerke von Hüningen lassen auf einer

Strecke von mehr als funfzig Stunden unsere Grenzen unbedeckt; selbst der kleine Staat Sardinien hat sich nicht geschämt, sich mit einigen, dem Napoleonischen Kaiserreiche und dem Königreiche Ludwig's des Großen gestohlenen Fetzen zu bekleiden.

„Welches Interesse haben wir bei dieser Lage der Dinge, Oesterreich und England gegen das siegreiche Rußland zu beschützen? Wenn das letztere im Orient sich ausbreitet und das Kabinet von Wien beunruhigt, sind wir deshalb in Gefahr? Hat man uns genugsam geschont, daß wir der Besorgniß unserer Feinde solche Rechnung tragen sollten? England und Oesterreich sind stets natürliche Gegner Frankreichs gewesen und werden es stets sein; wir würden sie morgen sehen, wie bereitwillig sie in einen Bund mit Rußland träten, wenn wir bekämpft und beraubt werden sollten.

„Vergessen wir nur nicht, daß, während wir die Waffen für das vom angeblichen russischen Ehrgeiz gefährdete Wohl Europa's ergreifen, wahrscheinlich das wenig ritterlich gesinnte, aber habgierigere Oesterreich die Anträge des russischen Kabinets hören würde; was kostet ihm eine plötzliche Aenderung der Politik?! Mit Rußlands Genehmigung würde es Bosnien und Serbien besetzen und uns die Genugthuung lassen, uns für Mahmud angestrengt zu haben.

„Frankreich steht schon in halber Feindseligkeit mit den Türken; es ganz allein hat schon mehrere Millionen und zwanzigtausend Soldaten für die Sache Griechenlands aufgewendet; England verlöre nur einige Worte, wenn es die Grundsätze des Vertrags vom 6. Juli verrathen

wollte; Frankreich verlöre dabei die Ehre, Menschen und Geld.

„Aber wenn wir uns England und Oesterreich nicht anschließen, so marschirt der Kaiser Nicolaus nach Konstantinopel und das Gleichgewicht von Europa ist zerstört?

„Noch einmal, lassen wir die erdichteten oder wahren Schrecken Englands und Oesterreichs. Was kümmert es uns, ob das erstere fürchtet, daß Rußland einen Theil der Levante erhält und eine Seemacht wird? Ist es denn so nothwendig, daß England im Besitz des Monopols der Meere bleibt? sollten wir französisches Blut vergießen, um den Zerstörern unserer Colonien, unserer Flotten und unseres Handels die Herrschaft des Meeres zu erhalten? Soll die Legitimität Armeen in Bewegung setzen, um das Haus zu beschützen, welches sich mit der Illegitimität vereinigt und vielleicht für Zeiten des inneren Zwiespaltes sich die Mittel sichert, um Frankreich noch mehr in Verwirrung zu bringen? Ein schönes Gleichgewicht für uns, welches, wie ich bereits gezeigt habe, die Ländermassen aller Mächte vermehrt und nur die Macht Frankreichs in gemeinsamer Uebereinstimmung vermindert hat! Mögen sie nur, wie wir in ihre ehemaligen Grenzen zurückkehren, dann wollen wir, ihnen zu Hülfe eilen, wenn ihre Unabhängigkeit bedroht ist. Sie trugen kein Bedenken, sich mit Rußland zu vereinigen, um Frankreichs Macht zu verkleinern und die Früchte unserer Siege sich anzueignen; so mögen sie denn jetzt dulden, daß wir die Bande zwischen uns und demselben Rußland fester schließen, um anständige Grenzen zu gewinnen und das wahre Gleichgewicht Europa's wieder herzustellen.

„Uebrigens wäre denn die Vernichtung der osmanischen Pforte so unausbleiblich, wenn Kaiser Nicolaus den Frieden in Kostantinopel unterzeichnete? Der Friede wurde mit den Waffen in der Hand zu Wien, Berlin und Paris unterzeichnet; fast alle Hauptorte Europa's sind in den letzten Zeiten erobert worden: sind deswegen Oesterreich, Bayern, Preußen, Frankreich und Spanien untergegangen? Zweimal haben die Kosacken und Panduren im Hofe des Louvre gelegen; das Reich Heinrich's IV. ist drei Jahre lang militärisch besetzt gewesen und wir sollten erschrecken, die Kosacken im Serail zu sehen? Wir sollten für die Ehre der Barbarei empfänglicher sein als wir es für unser eigenes Vaterland gewesen? Mag man den Stolz der Pforte demüthigen, vielleicht wird sie dadurch gezwungen, einige jener Rechte der Menschheit anzuerkennen, die sie mit Füßen tritt.

„Man sieht jetzt das Ziel, das ich vor Augen habe und die Folgerung, die ich aus allem Vorhergehenden zu entnehmen suche. Es ist folgende:

„Wenn die kriegführenden Mächte während des Winters nicht zu einem Vergleich gelangen können; wenn das übrige Europa sich im Frühjahr in den Streit mischen zu müssen glaubt; wenn verschiedene Bündnisse vorgeschlagen werden und Frankreich durchaus genöthigt ist, unter ihnen zu wählen, da die Ereignisse es zum Aufgeben seiner Neutralität zwingen, so müssen alle seine Interessen es bewegen, sich vorzugsweise an Rußland anzuschließen, um so mehr, da es leicht sein würde, mit Hülfe einiger dargebotener Vortheile, auch Preußen dem Bunde zu gewinnen.

„Es besteht eine Sympathie zwischen Rußland und

Frankreich, denn das letztere hat das erstere in den höheren Klassen der Gesellschaft fast civilisirt; es hat ihm seine Sprache und seine Sitten gegeben. An den beiden äußersten Endpunkten Europa's gelegen, berühren sich Frankreich und Rußland nicht durch ihre Grenzen; sie haben kein Schlachtfeld, wo sie sich begegnen könnten; sie sind nicht Handelsnebenbuhler und die natürlichen Feinde Rußlands (die Engländer und die Oesterreicher) sind auch die natürlichen Feinde Frankreichs. Bleibt das Kabinet der Tuilerien der Verbündete des Kabinets von Petersburg, so kann in Friedenszeiten nichts von Europa hinaus; in Zeiten des Kriegs aber dictiren die beiden Kabinete, wenn sie vereinigt sind, der Welt Gesetze.

„Ich habe klar genug gezeigt, daß ein Bund Frankreichs mit England und Oesterreich gegen Rußland, eine reine Thorheit wäre, wo wir nutzlos Menschen und Geld opfern würden. Ein Bündniß mit Rußland dagegen, würde uns in den Stand setzen, im griechischen Archipel Niederlassungen zu erhalten und unsere Grenzen bis an den Rhein vorzuschieben. Wir können ungefähr zu Nicolaus sagen:

„Ihre Feinde drängen uns; wir ziehen zwar den Frieden dem Kriege vor und wünschen unsere Neutralität bewahren zu dürfen, aber, wenn Sie Ihre Differenzen mit der Pforte nur durch die Waffen erledigen können, wenn sie nach Konstantinopel gehen wollen, so gehen Sie mit den christlichen Mächten eine billige Theilung der europäischen Türkei ein. Diejenigen dieser Mächte, deren Lage eine Vergrößerung im Orient unmöglich macht, werden anderwärts entschädigt. Wir z. B., wir wollen die Rhein=

linie haben von Straßburg bis nach Cöln. Das sind gerechte Ansprüche. Rußland hat ein Interesse (Ihr Bruder Alexander hat es gesagt), daß Frankreich stark sei. Willigen Sie in diesen Plan, und verwerfen ihn die anderen Mächte, so werden wir deren Intervention in Ihrem Kampfe mit der Türkei nicht dulden. Werden Sie ungeachtet unserer Vorstellungen angegriffen, so werden wir mit Ihnen kämpfen, natürlich immer unter denselben Bedingungen, die wir namhaft gemacht haben.

„Das kann man ungefähr Nicolaus sagen. Weder Oesterreich noch England werden uns je die Rheingrenze zum Preis unseres Bündnisses mit ihnen geben und doch wird Frankreich früher oder später seiner Ehre wie seiner Sicherheit wegen seine Grenzen bis dahin ausdehnen müssen.

„Ein Krieg mit Oesterreich und mit England bietet zahlreiche Hoffnungen auf Erfolg, aber wenig Aussicht des Mißlingens dar. Zuerst giebt es Mittel, Preußen zu lähmen und selbst es zu einem Bündniß mit uns und Rußland zu bewegen. Ist dies der Fall, so können die Niederlande sich nicht feindlich gegen uns erklären. Bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther könnten 40,000 Franzosen, welche die Alpen vertheidigten, ganz Italien zum Aufstande bringen.

„Was die Feindseligkeit mit England betrifft, so müßte man, wenn sie ja beginnen sollten, entweder 25,000 Mann mehr nach Morea werfen oder schleunig unsere Truppen und Flotte zurückrufen. Geben Sie die Geschwader auf, zerstreuen Sie die Schiffe einzeln über alle Meere, lassen Sie jede Prise, sobald die Equipage entfernt ist, in

Grund bohren, geben Sie eine Masse von Kaperbriefen in allen Häfen der vier Welttheile aus und bald wird Großbritannien, durch die Bankerotte und das Geschrei seines Handelsstandes gezwungen, um Herstellung des Friedens bitten. Mußte es nicht 1814 vor der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika capituliren, die doch nur aus neun Fregatten und elf Kriegsfahrzeugen besteht?

„Betrachten wir den Krieg Rußlands mit der Pforte, in Bezug auf die allgemeinen Interessen der Menschheit wie unserer besonderen Interessen, so enthält er nichts uns Nachtheiliges. In Rücksicht auf die allgemeine Civilisation kann das menschliche Geschlecht bei der Vernichtung des osmanischen Reichs nur gewinnen. Die Herrschaft des Kreuzes zu Konstantinopel ist für die Völker unendlich vortheilhafter als die des Halbmondes. Alle Elemente der Moral und des Staatenverbandes liegen im Christenthume, während die Religion Mahumed's nur die Keime der socialen Auflösung enthält. Man sagt, der jetzige Sultan habe Schritte zur Civilisirung gethan. Vielleicht, weil er mit Hülfe einiger französischer Renegaten, einiger englischen und österreichischen Offiziere, seine fanatischen Horden zu regelmäßigen Heeren umzubilden versucht hat? Seit wann ist denn die mechanische Handhabung der Waffen Civilisation? Es ist ein ungeheurer Fehler, ja fast ein Verbrechen, daß man die Türken mit unserer Taktik bekannt gemacht hat. Man muß die Soldaten, welche man disciplinirt, taufen, wenn man nicht absichtlich den Umsturz der Gesellschaft herbeiführen will.

„Die Unvorsichtigkeit ist groß und Oesterreich, das sich zur Organisation der osmanischen Armeen Glück

wünscht, könnte zuerst seine Freude büßen müssen. Denn wenn die Türken die Russen schlagen, so werden sie noch weit mehr im Stande sein, sich mit ihren Nachbarn, den Kaiserlichen, zu messen, und Wien würde diesmal dem Großvezier gewiß nicht entgehen. Wäre aber das übrige Europa, das von der Pforte nichts zu fürchten zu haben glaubt, in größerer Sicherheit? Kurzsichtige und leidenschaftliche Männer wünschen, daß die Türkei eine geordnete Militärmacht sei, daß sie Theil habe an dem, den civilisirten Nationen gemeinsamen Rechte des Kriegs und Friedens; und das Alles, ich weiß nicht, welches Gleichgewicht aufrecht zu erhalten; ein Wort, das ganz inhaltslos ist, aber für solche Menschen geschaffen ist, die keinen klaren Gedanken haben. Was wären die Folgen, wenn ihr Wunsch in Erfüllung ginge? Wenn es dem Sultan gefiele, unter irgend einem Vorwande eine christliche Regierung anzugreifen, so würde die gutgeübte Flotte von Konstantinopel, unterstützt von der Flotte des Pascha's von Aegypten und der Seemacht der Barbaresken-Staaten, die Küsten Spaniens oder Italiens in Blockadezustand erklären und 50,000 Mann in Carthagena oder in Neapel an's Land werfen. Man will das Kreuz nicht auf die Sophienmoschee aufpflanzen, aber fahrt nur fort, die Horden der Türken, Albanesen, Araber und Neger zu discipliniren und vielleicht vor Ablauf von zwanzig Jahren wird der Halbmond auf der Kuppel der Peterskirche glänzen. Will man dann Europa zu einem Kreuzzuge gegen die mit der Pest, der Sclaverei und dem Koran bewaffneten Ungläubigen aufrufen? Es wird zu spät sein.

„Die allgemeinen Interessen der menschlichen Gesellschaft

finden also ihre Rechnung bei dem Siege der Waffen des Kaisers Nicolaus.

„Was die besondern Interessen Frankreichs betrifft, so habe ich schon hinreichend bewiesen, daß sie auf einen Bund mit Rußland hinweisen und besonders begünstigt werden könnten durch den Krieg, den diese Macht im Orient unterhält.

„Die Resultate der vorhergehenden Untersuchung beschränken sich also auf folgende Punkte:

„1) Willigt die Türkei ein, auf den Grundlagen des Vertrags vom 6. Juli zu unterhandeln, so würde noch gar nichts entschieden sein, denn der Friede zwischen Rußland und der Türkei ist noch nicht geschlossen und die Wechselfälle des Kriegs in den Thälern des Balkan werden mit jedem Augenblicke die Forderungen und die Lage der Bevollmächtigten verändern, welche mit der Befreiung Griechenlands beschäftigt sind.

„2) Die wahrscheinlichen Friedensbedingungen zwischen Rußland und der Türkei sind großen Hindernissen unterworfen.

„3) Rußland kann dem Bunde Oesterreichs und Englands trotzen.

„4) Es ist wahrscheinlich, daß sich Preußen weit eher mit dem Kaiser Nicolaus als mit dessen Feinden verbinden würde.

„5) Frankreich kann bei einem Bunde mit Oesterreich und England gegen Rußland Alles verlieren, aber nichts gewinnen.

„6) Die Unabhängigkeit Europa's ist durch die Eroberungen der Russen im Oriente keineswegs bedroht.

Das Gleichgewicht der Kräfte ist aber, wenigstens was Frankreich betrifft, längst zerstört; — es hat seine Colonien verloren und ist auf seine alten Grenzen beschränkt worden, während England, Preußen, Rußland und Oesterreich sich bedeutend vergrößert haben.

„7) Wäre Frankreich genöthigt, seine Neutralität aufzugeben und die Waffen für die eine oder die andere Partei zu ergreifen, so verweisen die allgemeinen Interessen der Civilisation, wie seine besonderen es vorzugsweise auf ein russisches Bündniß hin. Nur hierdurch könnten wir den Rhein zur Grenze und Colonien im Archipel erhalten; Vortheile, die uns Oesterreich und England nie gewähren werden.

„Das ist meine Meinung. Sie ist nur bedingungsweise aufgestellt; denn ich kenne die Anträge Englands, Oesterreichs und Rußlands nicht, die vielleicht eingelaufen sind, während ich schreibe. Demungeachtet bleibt es sicher, daß Frankreich in einer starken Lage sich befindet und daß es die größten Vortheile aus den Ereignissen ziehen kann, wenn seine Regierung sich klar bewußt ist, was sie will, sich durch Niemand einschüchtern läßt und mit einer festen Sprache die kräftige That verbindet. Wir haben einen allverehrten König, einen Thronerben, der an den Rheinufern mit einem Heere von 300,000 Mann den Ruhm vermehren würde, den er in Spanien geerntet. Unsere Expedition nach Morea läßt uns eine sehr ehrenvolle Rolle spielen, unsere Finanzen sind so geordnet, wie keine in Europa und damit kann man stolzen Hauptes vorwärtsgehen. Uebrigens behaupte ich keineswegs, Alles gesagt, Alles vorgesehen zu haben; ich habe nicht die Anmaßung,

mein System für das Beste auszugeben; ich weiß, daß in den menschlichen Angelegenheiten etwas Geheimnißvolles und Unergreifbares ist. Wenn es wahr ist, daß man die allgemeinen und letzten Resultate einer Revolution ganz gut voraussagen kann, so ist es eben so wahr, daß man sich in den Einzelnheiten täuscht, daß die einzelnen Ereignisse häufig auf eine unerwartete Weise sich modificiren und daß man zwar das Ende voraussieht, aber auf Wegen dazu gelangt, deren Dasein selbst man nicht ahnte. Es ist z. B. gewiß, daß die Türken aus Europa gejagt werden; aber wann und wie? Wird der gegenwärtige Krieg die civilisirte Welt von dieser Geißel befreien? Sind die von mir angedeuteten Hindernisse des Friedens unübersteiglich? Ja, wenn man analogen Schlüssen folgt; nein, wenn man bei den Berechnungen Umstände berücksichtigt, die denen fremd waren, welche den Krieg herbeiführten.

„Fast nichts gleicht dem, was gewesen ist. Mit Ausnahme der Religion und der Sittlichkeit sind die meisten Wahrheiten, wenn auch nicht in ihrem Wesen, doch in ihren Beziehungen zu den Menschen und Dingen verändert. Die Völker beschäftigen sich jetzt mit ihren Angelegenheiten, die früher nur von den Regierungen geleitet wurden. Diese Völker denken über die Dinge nicht mehr wie früher und die Ereignisse üben einen andern Einfluß auf sie. Die Vernunft hat auf Kosten der Einbildungskraft bei ihnen Fortschritte gemacht; das Positive siegt über das Fantastische und Leidenschaftliche und überall herrscht eine gewisse Vernunft. Auf der Mehrzahl der Throne und in den meisten Kabineten Europa's sitzen Männer, welche der Revolutionen müde, des Krieges überdrüssig und jeder

abenteuerlichen Neigung entfremdet sind. Das ließe friedliche Vermittlungen hoffen. Auch können wohl bei den Nationen innere Verlegenheiten herrschen, welche ihnen versöhnende Maßregeln rathsam machen.

„Der Tod der Kaiserin Mutter in Rußland kann die Keime von Unruhen wieder entwickeln, die noch nicht vollkommen erstickt waren. Diese Fürstin mischte sich wenig in die äußere Politik, aber sie war ein Band zwischen ihren Söhnen und soll einen großen Einfluß auf die Verhandlungen ausgeübt haben, welche dem Kaiser Nicolaus die Krone gaben. Doch muß man auch gestehen, daß, wenn Nicolans Ursache zu Besorgnissen hat, dies für ihn ein Grund mehr sein würde, seine Soldaten auf fremden Boden zu werfen und seine Sicherheit im Siege zu suchen.

„England ist, abgesehen von seiner Schuld, die seine freie Bewegung hindert, durch die Angelegenheiten in Irland beschäftigt. Mag die Emancipation der Katholiken im Parlamente angenommen werden oder nicht, es bleibt immer ein bedeutendes Ereigniß. Die Gesundheit des Königs Georg ist schwankend, die seines nächsten Nachfolgers nicht besser. Sollte der befürchtete Fall bald eintreten, so müßte ein neues Parlament einberufen, vielleicht das Ministeriums gewechselt werden und die fähigen Staatsmänner sind jetzt selten in England; es könnte vielleicht eine lange Regentschaft eintreten. Bei dieser bedenklichen Lage wünscht England wahrscheinlich aufrichtig den Frieden und fürchtet, sich in einen großen Krieg einzulassen, während dessen Dauer es von inneren Katastrophen heimgesucht werden könnte.

„Wir selbst endlich, trotz der wirklichen und unbestreit-

baren günstigen Lage, in der wir uns befinden, sind wir vollkommen gerüstet, auf einem Schlachtfelde zu erscheinen? Sind unsere Festungen in gutem Stande? Haben wir das nothwendige Material für eine zahlreiche Armee und ist unsere Armee selbst auf dem Friedensfuße schon complett? Wenn wir plötzlich durch eine Kriegserklärung Englands, Preußens und der Niederlande geweckt würden, könnten wir uns einer dritten Invasion wirksam entgegen setzen? Die Kriege Napoleons haben ein verhängnißvolles Geheimniß an den Tag gebracht; man kann nämlich nach einer gewonnenen Schlacht in einigen Tagemärschen bis nach Paris vordringen, Paris vertheidigt sich nicht und liegt viel zu nahe an der Grenze. Die Hauptstadt Frankreichs ist nur gesichert, wenn wir das ganze linke Rheinufer besitzen. Wir können also wohl einige Zeit bedürfen, um uns zu rüsten.

„Dazu kommen noch die Fehler und die Tugenden der Fürsten. Ihre moralische Kraft und Schwäche, ihr Charakter, ihre Leidenschaften, selbst ihre Gewohnheiten sind Ursachen von Handlungen, die jeder Berechnung spotten. Der geringste Einfluß bestimmt zuweilen das größte Ereigniß. Ein Sclave kann in Konstantinopel die Unterzeichnung eines Friedens bewirken, den ganz Europa selbst auf den Knieen nicht erhielte.

„Wenn also eine jener Ursachen, welche außer aller menschlichen Voraussicht liegt, während dieses Winters Unterhandlungen nothwendig machte, sollten wir sie zurückweisen, weil sie mit den Prinzipien dieser Note nicht übereinstimmen? Gewiß nicht; denn Zeit gewinnen, ist eine große Kunst, wenn man noch nicht schlagfertig ist. Man

kann wissen, was das Beste wäre und sich doch mit dem geringerem Uebel begnügen. Die politischen Wahrheiten überhaupt sind relativ; das Absolute in Bezug auf den Staat führt zu ernsten Unbequemlichkeiten. Für das menschliche Geschlecht wäre es sehr glücklich, könnten die Türken in den Bosphorus geworfen werden; aber wir sind mit der Expedition nicht beauftragt, und vielleicht hat die Stunde für den Muhamedanismus noch nicht geschlagen. Selbst der Haß muß klug sein, damit er keine Thorheiten begehe. Nichts darf also Frankreich hindern, Unterhandlungen anzuknüpfen, wenn man nur Sorge trägt, daß sie sich so viel als möglich dem Geiste nähern, in welchem diese Note abgefaßt ist. Diejenigen Männer, welche das Steuerruder der Reiche führen, müssen es eben nach den Winden halten und alle Klippen vermeiden.

„Gewiß, wenn der mächtige Fürst des Nordens seine Friedensbedingungen auf die Vollziehung des Vetrags von Akjerman und die Emancipation Griechenlands beschränken wollte, so wäre es wohl möglich, die Pforte zur Annahme zu bewegen. Aber ist es wahrscheinlich, daß Rußland sich mit Bedingungen begnügen sollte, die es hätte erhalten können, ohne nur einen einzigen Kanonenschuß zu thun? Sollte es Ansprüche aufgeben, die es so laut und öffentlich ausgesprochen hat? Nur ein einziges Mittel könnte sich in dieser Hinsicht darbieten, nämlich einen allgemeinen Congreß in Vorschlag zu bringen, auf welchem der Kaiser Nicolaus dem Wunsche des christlichen Europa nachgebe oder wenigstens den Schein hätte, nachzugeben. Ein Mittel des Erfolgs bei den Menschen ist es, ihre Eigenliebe zu retten und ihnen einen Grund darzubieten, ihr

Wort zurückzuziehen und mit Ehren aus einem unangenehmen Verhältniß herauszutreten.

„Das größte Hinderniß für einen solchen projectirten Congreß würde aus ungehofften Siegen der osmanischen Truppen während des Winters hervorgehen. Sollte die rauhe Jahreszeit, Mangel an Lebensmitteln, Unzulänglichkeit der Truppen oder irgend eine andere Ursache die Russen nöthigen, die Belagerung von Silistria aufzugeben; sollte Varna (was nicht sehr wahrscheinlich ist) wieder in die Hände der Türken fallen, so befände sich der Kaiser Nicolaus in einer Lage, die ihm nicht mehr erlaubte, irgend einem Antrage Gehör zu geben, wollte er nicht sich selbst zu einem der verachtetsten Fürsten machen; dann würde der Krieg fortgesetzt und dann würden die Eventualitäten eintreten, welche ich in dieser Note entwickelt habe. Sollte Rußland seinen Rang als Militärmacht einbüßen und die Türkei an seine Stelle treten, so hätte Europa nur eine Gefahr mit der andern vertauscht und zwar wäre die Gefahr, die uns von den Türken kommt, weit furchtbarer als die, mit der uns der Kaiser Nicolaus bedroht. Sollte das Schicksal auf den Thron der Sultane einen bedeutenden Prinzen setzen, so kann er nicht lange genug leben, um die Sitten und die Gesetze zu verändern, hätte er auch übrigens die Absicht dazu. Mahmud wird sterben. Wem wird er das Reich mit seinen desciplinirten fanatischen Soldaten, mit seinen Ulemas hinterlassen, die in ihren Händen ein neues Mittel für den Koran zu erobern, halten?

„Während Oesterreich, aufgeschreckt aus seinem thörichten Schlummer, genöthigt wäre, Grenzen zu bewachen, wo

die Janitscharen ihm nichts zu fürchten ließen, bräche vielleicht in Petersburg eine neue Militärinsurrection aus, verbreitete sich von Land zu Land und setzte den ganzen Norden Deutschlands in Flammen. Dies begreifen Männer aber nicht, welche in der Politik bei den gewöhnlichen Befürchtungen wie bei Gemeinplätzen stehen bleiben. Kleine Depeschen und kleine Intriguen sind die Schranken, womit Oesterreich eine Bewegung zu zügeln gedenkt, welche Alles bedroht. Wenn Frankreich und England einen ihrer würdigen Entschluß faßten, wenn sie der Pforte meldeten, daß der Sultan sie mit dem Frühjahr auf dem Schlachtfelde finden würde, im Fall er jedem Friedensvorschlag die Zustimmung verweigere, so würde den Besorgnissen Europa's bald ein Ziel gesetzt."

Diese Denkschrift, welche in der diplomatischen Welt bekannt wurde, erwarb mir eine Achtung, die ich nicht zurückwies, die ich aber auch nicht gesucht hatte. Die Leser dieser Memoiren werden die Schrift freilich überschlagen, und ich würde es vielleicht auch thun an der Stelle des Lesers.

An Frau Recamier.

Mittwoch, Rom, d. 10. Dec. 1828.

„Ich bin in die tiberinische Academie gegangen, deren Mitglied ich bin und habe daselbst sehr geistreiche Reden und sehr schöne Verse gehört. Wie viel nutzlos verwendeter Geist! Diesen Abend habe ich mein großes Rice-

vimento; ich bin ganz bestürzt, während ich Ihnen schreibe."

„11. December.

„Das große Ricevimento ist auf das Schönste vorüber gegangen. Frau von Chateaubriand ist entzückt, weil wir alle Cardinäle der Erde gehabt haben. Ganz Europa, das in Rom ist, war gegenwärtig. Da ich für einige Tage zu diesem Handwerk verurtheil bin, so will ich es auch eben so gut machen wie jeder andere Gesandte. Meine Feinde gönnen mir keine Art des Erfolgs, selbst den erbärmlichsten nicht und es heißt sie strafen, wenn es mir in einer Art gelingt, worin sie sich selbst für unvergleichlich halten. Sonntag gebe ich meinen Collegen ein Diner; doch heute besuche ich eine andere Versammlung, die mehr nach meinem Geschmack ist. Ich speise nämlich bei Guérin mit allen Künstlern und wir wollen dabei Ihr Denkmal für Poussin besprechen. Ein junger talentvoller Bildhauer, Herr Desprez, wird das Basrelief nach einem Gemälde des großen Künstlers und Lemoyne die Büste machen. Nur Franzosen dürfen daran arbeiten."

„Sonnabend, d. 13. Dec.

„Mein Diner in der Academie ist ganz vortrefflich abgelaufen. Die jungen Leute waren zufrieden: ein Gesandter speiste bei ihnen zum ersten Male. Ich kündigte Ihnen die Herstellung des Monuments für Poussin an: es war als wenn ich ihre eigene Asche ehrte."

An Dieselbe.

„Donnerstag, d. 18. Dec. 1828.

„Ich sende Ihnen das römische Journal, aus dem Sie am besten mein öffentliches Leben entnehmen können. Da gehen wieder 12 Monate über meinem Haupte vorüber und sinken ins Grab. Wann werde ich mich ausruhen? Wann werde ich aufhören auf den Heerstraßen die Tage zu verlieren, welche mir zu einem bessern Gebrauch geliehen waren? So lange ich reich war, habe ich unbekümmert um die Zukunft mein Gut verschwendet; ich glaubte den Schatz unerschöpflich. Jetzt, wo ich sehe, wie sehr er verringert ist, und wie wenig Zeit mir bleibt, fühle ich Reue. Aber folgt nicht ein langes Dasein nach dem Irdischen? Armer Christ, ich zittere vor dem letzten Gericht des Michel Angelo. Ich weiß nicht, wohin ich gehen werde, aber überall, wo Sie nicht sein werden, werde ich sehr unglücklich sein. Ich habe Ihnen hundertmal meine Pläne und meine Zukunft übersendet. Ruinen, Gesundheit, das Verschwinden jeder Täuschung, Alles sagt mir: „Geh, zieh dich zurück, mache ein Ende." Ich finde am Ende meines Tages nur Sie wieder. Sie wünschten, daß ich meinen Aufenthalt in Rom bezeichnen solle; das ist geschehen. Poussin's Grabmal wird bleiben. Seine Inschrift soll heißen: „F. A. von Ch. an Nicolaus Poussin, für den Ruhm der Künste und die Ehre Frankreichs." Was habe ich jetzt noch hier zu thun? Nichts, besonders nachdem ich mich mit hundert Ducaten an dem Monumente des Mannes betheiligt habe, den Sie am meisten lieben, wie Sie sagen, nächst mir: Tasso."

„Rom, Sonnabend, d. 3. Jan. 1829.

„Ich beginne wieder meine Glückwünsche zum neuen Jahr. Mag der Himmel Ihnen Gesundheit und ein langes Leben gewähren! Vergessen Sie mich nicht. Ich hoffe, Ihr Gedächtniß ist eben so gut wie Ihr Herz, denn Sie erinnern sich ja des Herrn von Montmorency und der Frau von Staël. Ich sagte gestern zu Frau Salvage, daß ich in der Welt nichts Schöneres und Besseres kenne als Sie.

„Ich brachte gestern eine Stunde beim Papste zu. Es ist ein ausgezeichneter und sehr aufgeklärter Mann. Meinem abenteuerlichen Leben fehlte nur noch, daß ich mit einem Papste in vertrautere Beziehung trete; dies macht meine Laufbahn vollständig.

„Wollen Sie genau wissen, was ich thue? Ich stehe halb sechs Uhr auf, frühstücke um sieben Uhr, kehre um acht Uhr in mein Kabinet zurück und schreibe an Sie oder beseitige einige Geschäfte, wenn welche da sind (die Anfragen für französische Etablissements und für arme Franzosen sind ziemlich häufig). Um zwölf Uhr laufe ich zwei oder drei Stunden unter den Ruinen herum oder besuche die Peterskirche oder den Vatican. Zuweilen mache ich vor oder nach meinem Spaziergang einen nothwendigen Besuch. Um fünf Uhr bin ich zurück, kleide mich für den Abend, speise um sechs Uhr und gehe um halb acht Uhr mit Frau von Ch. in eine Abendgesellschaft oder ich empfange einige Personen bei mir. Gegen elf Uhr lege ich mich nieder oder kehre auch wohl, trotz Räuber und Malaria, noch auf das Land zurück. Was mache ich daselbst? Nichts: ich lausche auf das Schweigen und sehe meinen

Schatten von Säule zu Säule hinschlüpfen längs der vom Mond beschienenen Aquäducten.

„Die Römer sind an mein methodisches Leben so gewöhnt, daß ich ihnen fast als Uhr diene. Sie mögen sich beeilen; denn bald habe ich wohl den Kreislauf beendet."

An Frau Recamier.

„Rom, Donnerstag, d. 8. Jan. 1829.

„Ich bin sehr unglücklich; der Regen ist dem schönsten Wetter von der Welt gefolgt und ich kann nicht mehr meine Spaziergänge machen. Und doch war dies der einzige glückliche Augenblick meines Tages. Während ich durch die verlassenen Gefilde strich, dachte ich an Sie. Die Vergangenheit und die Zukunft reichten sich hierbei die Hand, denn früher machte ich ebenfalls solche Spaziergänge. Ihre Journale fahren fort, über mich her zu fallen. Ich weiß nicht, was sie dazu antreibt. Ich hätte eher glauben sollen, von ihnen vergessen zu sein, wie ich es wünsche."

An Dieselbe.

„Rom, d. 13. Januar 1829.

„Gestern Abend schrieb ich Ihnen den Brief, den Ihnen Herr von Viviers überbringt; diesen Morgen, bei meinem Erwachen schreibe ich Ihnen wieder, durch den gewöhnlichen Courier, der um Mittag abgeht. Sie kennen die armen Damen von Saint-Denis. Seit der Ankunft der großen Damen de la Trinité-du-Mont sind sie ganz verlassen. Ohne der Feind der letzteren zu sein, habe

ich mit Frau von Chateaubriand die Partei des Schwächeren genommen. Seit einem Monat wollten die Damen von Saint-Denis dem Gesandten und seiner Gemahlin ein Fest geben. Es hat gestern Mittag stattgefunden. Denken Sie sich ein Theater, in einer Art von Sacristei aufgeschlagen und als Schauspieler ein Dutzend kleiner Mädchen von acht bis vierzehn Jahren, welche die Makkabäer aufführten. Sie hatten sich selbst ihre Helme und ihre Mäntel gemacht und declamirten ihre französischen Verse mit einer Begeisterung und einem italienischen Accent, der den eigenthümlichsten Eindruck machte. Es war eine Nichte Pius' VII.; eine Tochter Thorwaldsen's und eine Tochter des Malers Chauvin dabei. Sie waren unglaublich hübsch in ihrem Schmuck aus Papier. Diejenige, welche den Oberpriester spielte, hatte einen großen schwarzen Bart, der ihr reizend stand, sie aber stach und sie nöthigte mit ihrer kleinen weißen Hand ihn fortwährend in Ordnung zu halten. Die Zuschauer bestanden aus uns, einigen Müttern, den Nonnen, Madame Salvage, zwei oder drei Abbés und zwanzig andern kleinen Pensionären, in weißen Kleidern und Schleiern. Wir hatten aus dem Gesandtschaftshôtel Kuchen und Eis bringen lassen und während der Zwischenacte spielte man auf dem Pianoforte. Denken Sie sich die Hoffnungen und die Freude, welche diesem Feste im Kloster vorhergegangen sein mag, und die Erinnerungen, die ihm folgen werden. Das Ganze endigte mit einem „Vivat in aeternum", gesungen von drei Nonnen in der Kirche."

An Dieselbe.

„Rom, d. 15. Januar 1829.

„Wieder für Sie. Diese Nacht haben wir Wind und Regen gehabt wie in Frankreich. Ich dachte mich in die Zeit zurück, wo ich bei solchem Wetter an Ihrem kleinen Fenster saß, sah Ihre Harfe, Ihr Pianoforte, Ihre Vögel, und Sie spielten meine Lieblingsarie ... Statt dessen bin ich in Rom, fern von Ihnen! Zweihundert Meilen und die Alpen trennen uns!

„Ich habe einen Brief von jener geistreichen Dame erhalten, die mich zuweilen im Ministerium besuchte. Sie ist eine enthusiastische Türkin und Mahmud ein großer Mann, der seiner Zeit voraus eilt!

„Dieses Rom, in dessen Mitte ich lebe, könnte mich lehren, die Politik zu verachten. Hier ist die Freiheit wie die Tyrannei untergegangen; ich sehe die Ruinen der römischen Republik mit denen des Kaiserreichs vermischt. — Alles ist Staub! Der Kapuziner, der im Vorübergehen mit seinem Gewande diesen Staub hinwegfegt, zeigt er nicht noch deutlicher die Eitelkeit aller dieser Eitelkeiten? Da komme ich wider meinen Willen auf das Geschick meines armen Vaterlandes zurück. Ich möchte ihm Religion, Freiheit und Vaterland geben und vergesse ganz meine Ohnmacht, es mit dieser dreifachen Krone zu schmücken."

An Dieselbe.

„Rom, d. 5. Februar 1829.

„Torre Vergata ist ein Klostergut, ungefähr eine Stunde vom Grabmal Nero's entfernt, in der reizendsten

und einsamsten Lage. Hier ist eine unendliche Masse von Ruinen mit Gras und Disteln überwachsen. Vorgestern, am Dienstag, begann ich hier Nachgrabungen anzustellen. Ich war von Hyacinthe und Visconti, der die Nachgrabungen leitet, und ungefähr zwölf mit Hacken und Grabscheiten bewaffneten Männern begleitet. Ich selbst legte Hand an's Werk und entdeckte mehrere Marmorfragmente. Die Anzeigen sind vielversprechend; ich hoffe, etwas zu finden, was mich für meine Ausgaben vollkommen entschädigen wird. Auch habe ich schon einen ziemlich großen Block von griechischem Marmor, der für Poussins Büste bestimmt ist. Dieser Ort wird das Ziel meiner Spaziergänge werden; ich werde mich täglich mitten unter diesen Resten einer untergegangenen Zeit niederlassen. Nur ein Wunsch bleibt mir: Sie sind nicht da. Gern willigte ich ein, mitten unter diesen Trümmern in einem Zelte mit Ihnen zu leben."

An Dieselbe.

„Rom, d. 7. Februar 1829.

„Ich habe einen langen Brief vom General Guilleminot erhalten; er macht mir eine klägliche Beschreibung von den Leiden, die er auf seiner Reise an den griechischen Küsten erfahren hat: und doch war Guilleminot Gesandter, hatte Kriegsschiffe und eine Armee zu seinem Befehle.

„Diesen Morgen werde ich wieder nach meinen Ausgrabungen sehen. Gestern fanden wir das Skelett eines gothischen Kriegers und den Arm einer weiblichen Statue. Es war wohl der Zerstörer mit der Ruine, die er gemacht hat. Wir haben große Hoffnung, diesen Morgen die

Statue wieder zu finden. Wenn die Mauertrümmer, die ich entdecke, der Mühe lohnen, so werde ich sie nicht zerschlagen lassen, um die Steine zu verkaufen, wie man es gewöhnlich macht. Ich werde sie stehen lassen und sie werden meinen Namen tragen. Sie sind aus der Zeit des Domitian, wie eine Inschrift, die wir gefunden haben, uns anzeigt."

Depesche an den Grafen Portalis. — Tod Leo's XII.

„Rom, d. 9. Februar 1829.

„Herr Graf, Se. Heiligkeit hat plötzlich einen Anfall des Uebels wieder erhalten, an dem er von Zeit zu Zeit leidet und sein Leben schwebt in der größten Gefahr. Schon sind alle Schauspielhäuser geschlossen. Ich komme so eben vom Cardinal Staatssecretär, der ebenfalls krank ist und am Leben des Papstes verzweifelt. Der Verlust dieses aufgeklärten und gemäßigten Kirchenfürsten wäre in diesem Augenblicke ein wahres Unglück für die Christenheit und besonders für Frankreich. Da ich glaubte, es müsse der Regierung des Königs daran liegen, von diesem wahrscheinlichen Ereigniß im Voraus unterrichtet zu sein, um die nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, so habe ich einen reitenden Courier nach Lyon abgefertigt und diesem einen Brief an den Präfecten des Rhone-Departements gegeben mit einer telegraphischen Depesche, die er Ihnen, Herr Graf, zufertigen und einen andern Brief, den er auf meine Bitte

Ihnen durch Estafette zusenden wird. Sollten wir das Unglück haben, Se. Heiligkeit zu verlieren, so werde ich einen neuen Courier mit dieser Nachricht direct nach Paris senden."

„Acht Uhr Abends.

„Die Congregation der schon versammelten Cardinäle hat den Cardinal-Staatssecretär verboten, Erlaubnißscheine für Postpferde auszugeben. Mein Courier kann, im Fall der Papst sterben sollte, erst nach dem Courier des heiligen Collegiums abgehen. Ich habe versucht, einen Mann mit meinen Depeschen bis an die toscanische Grenze zu senden; aber die schlechten Wege und der Mangel an Miethpferden ließen diesen Plan scheitern. Da ich nun gezwungen bin, in Rom zu warten, so hoffe ich doch noch immer, daß die Nachricht, mittelst des Telegraphen, Ihnen einige Stunden früher zukommen werde, ehe sie den anderen Regierungen jenseits der Alpen bekannt wird. Es wäre aber auch möglich, daß der an den Nuntius abgesandte Courier, der natürlich vor dem meinigen abgeht, Ihnen selbst, bei seiner Durchreise durch Lyon, die Nachricht durch den Telegraphen giebt."

„Dienstag, d. 10. Febr. 9 Uhr Morgens.

„Der Papst ist soeben gestorben; mein Courier geht ab. In einigen Stunden wird ihm der Attaché der Gesandtschaft, Graf von Montebello folgen."

Depesche an den Grafen Portalis.

„Rom, d. 10. Februar 1829.

„Vor ungefähr zwei Stunden habe ich einen außerordentlichen reitenden Courier nach Lyon abgefertigt, der Ihnen die unerwartete und traurige Nachricht von dem Tode Sr. Heiligkeit überbringen wird. Jetzt sende ich den Grafen von Montebello, Attaché der Gesandtschaft ab, um Ihnen einige nothwendige Details zu geben.

„Der Papst ist an jenem hämorrhoidalischen Leiden gestorben, dem er von Zeit zu Zeit unterworfen war. Da das Blut sich in die Blase ergossen hatte, so versuchte man, ihm mittelst der Sonde Erleichterung zu verschaffen. Man glaubt, der Papst sei bei der Operation verletzt worden. Wie dem auch sei, nach viertägigem Leiden starb Leo XII. diesen Morgen 9 Uhr, als ich im Vatican ankam, wo ein Agent der Gesandtschaft die Nacht zugebracht hatte. In dem Briefe, den mein erster Courier mitnahm, zeigte ich Ihnen an, Herr Graf, daß ich vergeblich versucht hätte, einen Erlaubnißschein für Postpferde vor dem Tode des Papstes zu erhalten.

„Gestern begab ich mich zum Cardinal Staatssecretär, der an einem ziemlich heftigen Gichtanfall leidet und hatte mit ihm eine lange Unterhaltung über die Folgen des uns drohenden Unglücks. Ich beklagte den Verlust eines Fürsten, dessen gemäßigte Gesinnung und dessen Kenntniß der europäischen Angelegenheiten für die Ruhe der Christenheit so wesentlich nothwendig seien.

„Es ist nicht allein, antwortete der Staatssecretär, ein großes Unglück für Frankreich, sondern noch weit mehr für

den Kirchenstaat. Die Unzufriedenheit und das Elend sind groß in unsern Provinzen und sollten die Cardinäle glauben, ein anderes System als das Leo's XII. befolgen zu dürfen, so mögen sie sehen, was daraus entsteht. Was mich betrifft, so hören meine Functionen mit dem Leben des Papstes auf und ich werde mir nichts vorzuwerfen haben."

„Diesen Morgen habe ich den Cardinal Bernetti wieder gesehen. Er hat in der That seine Functionen als Staatssecretär eingestellt und mir seine gestrige Rede nur wiederholt. Ich bat ihn, ihn noch einmal sehen zu dürfen, ehe er sich in das Conclave einschlösse, wobei wir uns über die Wahl eines Papstes besprechen wollen, der vielleicht das System der Mäßigung Leo's XII. fortsetzen könnte.

„Wahrscheinlich werden sich die Feinde der Ordonnanzen über den Tod des Papstes und den Sturz des Cardinal Bernetti freuen. Man bemerkt dieses Gefühl auf manchen französischen Gesichtern in Rom.

„Ich bedauere den Papst doppelt; ich hatte das Glück, sein Vertrauen zu erwerben. Die Vorurtheile, die man ihm gegen mich beigebracht, vor meiner Ankunft, waren zerstreut und er beehrte mich öffentlich bei jeder Gelegenheit mit Beweisen der Achtung, die er für mich fühlte.

„Jetzt, Herr Graf, erlauben Sie mir, in einige Erläuterungen einzugehen.

„Ich war Minister der auswärtigen Angelegenheiten zur Zeit des Todes Pius' VII. Sie werden in den Cartons des Ministeriums meinen Briefwechsel mit dem Herzog von Laval finden, wenn Sie ihn Ihrer nähern Kenntniß-

nahme für würdig halten. Es besteht der Gebrauch, beim Tode eines Papstes einen außerordentlichen Gesandten zu senden oder den gegenwärtigen Gesandten durch neue Briefe bei dem heiligen Collegium zu accreditiren. Das Letztere schlug ich dem König Ludwig XVIII. vor. Vier französische Cardinäle kamen zur Wahl Leo's XII. nach Rom. Frankreich zählt jetzt fünf. Das ist jetzt gewiß eine Zahl von Stimmen, die im Conclave nicht zu verachten ist.''

An Frau Recamier.

,,Rom, d. 10. Febr., 11 Uhr Abends.

,,Ich wollte Ihnen einen langen Brief schreiben, aber die Depesche, die ich eigenhändig habe fertigen müssen und die Anstrengungen dieser letzten Tage haben mich erschöpft.

,,Ich bedauere den Papst; ich hatte sein Vertrauen erworben. Da bin ich nun mit einer wichtigen Mission beauftragt. Welches Resultat und welchen Einfluß sie auf mein Geschick haben wird, kann ich unmöglich voraus wissen.

,,Das Conclave dauert gewöhnlich acht Wochen, was mir wenigstens die Ostern frei lassen wird. Nächstens spreche ich mit Ihnen weiter darüber.

,,Denken Sie sich, am vergangenen Donnerstag hat man den armen Papst, ehe er noch krank war, mit der Fertigung seiner Grabschrift beschäftigt gefunden. Man hat ihn von diesen traurigen Ideen abzuwenden versucht; aber er hat gemeint, das würde in wenig Tagen zu Ende sein.''

Die Gesandtschaft in Rom.

Ehe ich zu wichtigern Dingen übergehe, will ich noch einige geringfügigere Thatsachen erwähnen.

Nach dem Tode des Papstes fällt die Regierung des Kirchenstaats in die Hände von drei Cardinälen, nämlich des ersten Cardinal-Bischofs, des ältesten Cardinal-Priesters, des ältesten Cardinal-Diacons, dem noch der Cardinal-Camerlengo zur Seite gesetzt wird. Es ist Sitte, daß die Gesandten die Congregation der vereinigten Cardinäle vor der Eröffnung des Conclave feierlich bewillkommen.

Der Leichnam Sr. Heiligkeit wurde anfangs in der Sixtinischen Kapelle ausgestellt, dann am 13. Februar in die Kapelle di San Sacramento in der Peterskirche getragen und blieb daselbst bis zum Sonntag den 15. Darauf wurde sie in das Monument beigesetzt, worin die Asche Pius' VII. befindlich war, welche in die untere Kirche gebracht wurde.

Depesche an den Grafen Portalis.

„Rom, d. 17. Februar 1829.

„Herr Graf, in meinem ersten Schreiben, das ich mit der telegraphischen Depesche nach Lyon sandte, sowie in meiner Depesche Nr. 15, nannte ich die Schwierigkeiten, die ich bei der Abfertigung meiner beiden Couriere vom 10. d. M. zu überwinden hatte. Hier scheint man noch immer sich in den Zeiten der Guelfen und Ghibellinen zu wähnen, als wenn der eine Stunde früher oder später

bekannt gewordene Tod eines Papstes das Einrücken einer kaiserlichen Armee in Italien bewirken könne.

„Die Obesequien des heiligen Vaters werden Sonntag d. 22. beendigt sein und Montag Abend d. 23. wird das Conclave eröffnet, nachdem es am Morgen der Messe des heiligen Geistes beigewohnt hat.

„Ich werde von den Ansichten Oesterreichs und den Wünschen Neapels, Spaniens und Savoyens nicht sprechen. Der Herzog von Laval hat in seiner Correspondenz vom Jahre 1823 die Cardinäle hinreichend geschildert, und diese machen das Collegium noch jetzt aus. Auch finden Sie in den Cartons des Ministeriums einige von anderer Seite gekommene Noten. Diese Porträts können höchstens amüsiren, aber beweisen nichts, weil sie häufig nur in der Einbildungskraft bestehen. Drei Dinge machen die Päpste nicht mehr: Weibliche Intriguen, die Umtriebe der Gesandten und die Macht der Höfe. Auch ist es nicht mehr das allgemeine Interesse der Gesellschaft, das man bei der Papstwahl berücksichtigt, sondern das besondere Interesse der Personen und Familien, welche in der Wahl des Kirchenoberhauptes Stellen und Geld suchen.

„Der heilige Stuhl könnte in unserer Gegenwart Ungeheueres wirken, wenn ein Papst darauf säße, der in den Geist des Jahrhunderts eindränge, sich an die Spitze der aufgeklärteren Nationen stellte. Solche Ideen finden aber keinen Platz in den greisen Köpfen des heiligen Collegiums; sie übergeben sich einem Wahlreiche, welches bald mit ihnen stirbt und thronend auf den doppelten Ruinen Roms scheinen die Päpste nur die Macht des Todes zu kennen.

„So erwählte man den Cardinal Della Genga (Leo XII.) nur deshalb, weil man glaubte, er würde bald sterben. Als aber Della Genga sich einfallen ließ, zu leben, erntete er den gründlichsten Haß für diesen Betrug.

„Für die jetzige Papstwahl sind besonders vier Bewerber bezeichnet: der Cardinal Capellari, das Haupt der Propaganda, der Cardinal Pacca, der Cardinal De Gregorio und der Cardinal Giustiniani.

„Der Cardinal Capellari ist ein gelehrter und fähiger Kopf, wird aber, wie man behauptet, wenig Stimmen finden, weil er zu jung, weil er Mönch und den weltlichen Angelegenheiten entfremdet ist. Demungeachtet hat er das Concordat des römischen Stuhles mit den Niederlanden verfaßt und den Rath gegeben, den Bischöfen der spanischen Republiken die canonische Genehmigung zu ertheilen. Das alles kündigt einen verständigen, versöhnlichen und gemäßigten Mann an. Ich habe diese Angaben vom Cardinal Bernetti, mit dem ich am Freitag d. 13. eine lange Unterredung hatte.

„Für das diplomatische Corps und besonders für den französischen Gesandten ist es von großer Wichtigkeit, daß der Staatssecretär in Rom leicht zugänglich und mit den europäischen Angelegenheiten vertraut sei. Der Cardinal Bernetti genügte uns in dieser Hinsicht vollkommen und wir können nur wünschen, daß ihn der nächste Papst wieder zum Staatssecretär erwählt. Ich habe ihn gefragt, mit welchem der vier Cardinäle er die meiste Aussicht habe, wieder zur Gewalt zu gelangen, und er antwortete mir: mit Capellari.

„Die Cardinäle Pacca und De Gregorio sind in der

schon angeführten Correspondenz aus dem Jahre 1823 getreu geschildert; nur ist der Cardinal Pacca vom Alter sehr geschwächt und das Gedächtniß fängt an ihn gänzlich zu verlassen.

„Der Cardinal De Gregorio wäre ein ganz passender Papst, denn obgleich zu den Zelanti gehörig, ist er nicht ohne Mäßigung und will nichts von den Jesuiten wissen, die hier wie in Frankreich zahlreiche Feinde haben. Obgleich er neapolitanischer Unterthan ist, lehnt ihn doch Neapel ab, noch mehr aber geschieht dies vom Cardinal Albani, dem rechten Arme Oesterreichs im Conclave. Der Cardinal ist Legat in Bologna, einige 80 Jahre alt und krank; es ist also Aussicht vorhanden, daß er nicht nach Rom komme.

„Der Cardinal Giustiniani endlich wird von dem römischen Adel unterstützt; sein Neffe ist der Cardinal Odescalchi und wahrscheinlich wird er eine gute Anzahl Stimmen erhalten. Aber er ist arm und hat arme Verwandte, weshalb Rom seine Dürftigkeit unterhalten zu müssen fürchtet.

„Sie kennen, Herr Graf, die Uebel, welche Giustiniani als Nuntius in Spanien herbeigeführt hat und ich weiß besser als ein anderer, welche Verlegenheiten er mir nach der Befreiung des Königs Ferdinand verursachte. Im Bisthum Imola, das er jetzt inne hat, ist er nicht gemäßigter gewesen: er ist kein Papst unserer Zeit. Uebrigens ist er ein gelehrter Mann, ein tüchtiger Kenner der hebräischen und griechischen Sprache und geschickter Mathematiker, aber geeigneter für die Arbeiten der Studirstube als

für die Politik. Ich glaube ihn von Oesterreich nicht begünstigt.

„Doch die menschliche Vorsicht täuscht sich häufig; oft ändert sich ein Mann, sobald er zur Macht gelangt. Della Genga, als Cardinal ein eifriger Zelante, wurde der gemäßigte Papst Leo XII. Vielleicht geht aus der Wahl ein Papst hervor, an den noch Niemand denkt. Der Cardinal Castiglioni, der Cardinal Benvenuti, der Cardinal Galeffi, der Cardinal Grezzo, der Cardinal Gamberini und selbst der alte und ehrwürdige La Somaglia, trotz dem, daß er halb kindisch ist oder vielmehr eben deshalb, treten als Concurrenten auf. Der Letztere hat sogar einige Hoffnung, weil seine Ernennung fünf bedeutende Stellen offen machen würde.

„Man glaubt, daß das Conclave entweder sehr lang oder sehr kurz sein werde. Ein Systemkampf, wie nach dem Tode Pius' VII., findet nicht statt; die Conclavisten und Anticonclavisten sind gänzlich verschwunden, und das könnte die Wahl sehr leicht machen. Von einer andern Seite aber fürchtet man unter den Prätendenten, welche eine gewisse Stimmenzahl besitzen, persönliche Kämpfe, und da nur zwei Drittheile der Stimmen des Conclave zur Wahl nothwendig ist, so könnte sich die Abstimmung verlängern.

„Will nun Frankreich das Recht der Ausschließung, das es mit Oesterreich und Spanien theilt, ausüben? Oesterreich hat es im vorigen Conclave gegen Severoli geübt. Gegen wen will die Krone Frankreich dieses Recht ausüben? Vielleicht gegen den Cardinal Fesch, wenn man zufällig an ihn denken sollte; oder gegen den Cardinal Giustiniani? Würde dieser die Mühe lohnen, von die-

sem stets etwas gehässigen Veto getroffen zu werden, da es die Unabhängigkeit der Wahl beeinträchtigt?

„Welchem Cardinal will die Regierung des Königs, die Ausübung ihres Ausschließungsrechts anvertrauen? Soll der Gesandte Frankreichs mit dem Geheimniß seiner Regierung bewaffnet auftreten, bereit die Wahl des Conclave zu vernichten, wenn sie Karl X. mißfiele? Hat die Regierung sich schon für eine Wahl entschieden? Will sie dem oder jenem Cardinal ihre Unterstützung leihen? Gewiß, wenn die spanischen, neapolitanischen und selbst piemontesischen Cardinäle ihre Stimmen mit den französischen vereinigen wollten, so würden wir im Conclave den Sieg davon tragen; aber diese Vereinigungen bestehen nur in der Einbildungskraft; wir besitzen in den Cardinälen der verschiedenen Länder eher Feinde als Freunde.

„Man versichert, daß der Primas von Ungarn und der Erzbischof von Mailand zum Conclave kommen werden. Der österreichische Gesandte, Graf Lützow, hält treffliche Reden über den versöhnlichen Charakter, den der künftige Papst haben soll. Erwarten wir die Instructionen aus Wien.

„Uebrigens bin ich überzeugt, daß alle Gesandten der Erde keinen Einfluß auf die Wahl eines Papstes mehr haben. Auch sehe ich kein dringendes Interesse, die Operationen des Conclave zu beschleunigen oder zu verzögern (was übrigens auch Niemand vermag). Ob nicht-italienische Cardinäle dem Conclave beiwohnen oder nicht, das hat keinen Einfluß auf die Wahl. Hätte man Millionen zu vertheilen, dann könnte man einen Papst machen. Dies

ist das einzige Mittel, das ich kenne, aber es ist in Frankreich nicht im Gebrauch.

„In meinen vertraulichen Instructionen schrieb ich dem Herzog von Laval am 13. September 1823, man solle einen durch seine Frömmigkeit und seine Tugenden ausgezeichneten Prälaten, einen Mann auf den päpstlichen Thron setzen, dessen Geist aufgeklärt und versöhnlich genug sei, um die politische Lage der Regierungen würdigen zu können und der sie durch nutzlose Forderungen nicht in Verlegenheiten bringe, die eben so gefährlich für die Kirche als für den Thron seien ... Man solle uns einen gemäßigten Zelante geben, den alle Parteien genehm finden könnten.

„Soll ich, Herr Graf, diesen Instructionen, die ich als Minister gab, als Gesandter folgen?

„Die den Jesuiten günstigen Cardinäle sind: Giustiniani, Odescalchi, Pedicini und Bertazzoli.

„Die den Jesuiten feindlichen Cardinäle sind: Zurla, De Gregorio, Bernetti, Capellari, und Micara.

„Man glaubt, daß von 58 Cardinälen nur 48 oder 49 dem Conclave beiwohnen werden. In diesem Falle würden 33 oder 34 Stimmen die Wahl entscheiden.

„Nachschrift. Der Cardinal Benvenuti hat, wie man sagt, schon 12 sichere Stimmen. Wenn diese Wahl durchginge, so könnte man sich Glück wünschen; denn Benvenuti kennt Europa und hat Fähigkeiten und Mäßigung in verschiedenen Aemtern gezeigt.“

Depesche an den Grafen Portalis.

„Rom, d. 17. Februar 1829.

„Ich weiß nicht Herr Graf, ob es dem König gefallen wird, einen außerordentlichen Gesandten nach Rom zu senden oder ob er mich bei dem heiligen Collegium accreditiren will. In diesem letzteren Falle gebe ich mir die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß ich dem Herzoge von Laval für die Kosten des außerordentlichen Dienstes im Jahre 1823 die Summe von, wenn ich mich recht entsinne, 40 bis 50,000 Franken aussetzte. Der österreichische Gesandte, Graf von Apponi, empfing anfangs von seinem Hofe 36,000 Francs für die dringendsten Ausgaben, und monatlich 7200 Fr. Zulage zu seinem Gehalt, während der Dauer des Conclave, für Geschenke, Canzlei u. s. w. 10,000 Franken. Ich gedenke keineswegs mit dem österreichischen Gesandten im Aufwand zu wetteifern, wie der Herzog von Laval es that; ich werde weder Pferde noch Wagen, noch Livreen miethen, um die Volksmasse in Rom zu blenden, der König von Frankreich ist mächtig genug, um den Glanz seiner Gesandten, wenn er einen solchen will, zu bezahlen. Geborgter Glanz ist erbärmlich. Ich werde also bescheiden mit meinen Dienern und meinen gewöhnlichen Wagen zum Conclave fahren. Nur wünschte ich zu wissen, ob Se. Majestät mich nicht während der Dauer des Conclave zu einer Repräsentation verpflichtet hält, zu welcher mein gewöhnliches Gehalt nicht ausreichen möchte. Ich verlange nichts, ich stelle nur Ihrem und dem königlichen Ermessen eine Frage anheim.

Depesche an den Grafen Portalis.

„Rom, d. 19. Febr. 1829.

„Herr Graf, gestern bin ich dem heiligen Collegium vorgestellt worden und habe die kleine Rede gehalten, von der ich Ihnen schon zuvor eine Copie eingesandt. Man hat mich mit allen Zeichen der Zufriedenheit angehört und der ehrwürdige Della Somaglia hat mir in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für den König und für Frankreich geantwortet:

„Neues habe ich Ihnen heute Nichts zu sagen, außer, daß der Cardinal Bussi gestern von Benevent hier eintraf und heute erwartet man die Cardinäle Albani, Macchi und Opizzoni.

„Die Mitglieder des heiligen Collegiums schließen sich am 23. Abends im Quirinal ein. Zehn Tage vergehen dann in Erwartung der fremden Cardinäle, worauf die ernsten Operationen des Conclave beginnen. Wenn ein schnelles Verständniß erfolgte, könnte der Papst schon in der ersten Fastenwoche erwählt sein.

„Ich erwarte die Befehle des Königs. Wahrscheinlich haben Sie gleich nach der Ankunft des Herrn von Montebello in Paris einen Courier an mich abgeschickt. Es ist dringend nothwendig, daß ich entweder, die Absendung eines außerordentlichen Gesandten erfahre oder meine neuen Beglaubigungsschreiben mit den Instructionen der Regiegierung erhalte.

„Werden die fünf französischen Cardinäle kommen? In politischer Hinsicht ist ihre Gegenwart hier nicht gerade nothwendig. Ich habe an Se. Eminenz den Cardinal de

Latil geschrieben und ihm meine Dienste angeboten, im Fall er sich entschlösse, zu kommen."

An Frau Recamier.

„Rom, d. 23. Februar 1829.

„Gestern haben die Obsequien des Papstes ihr Ende genommen. Die Papierpyramide und die vier Candelaber waren ziemlich hübsch, weil sie von ungeheurer Größe waren und bis an den Karnies der Kirche reichten. Das letzte „Dies irae" war bewundernswürdig schön. Es ist von einem unbekannten Componisten, der zur päpstlichen Capelle gehört und dessen Geist von ganz anderer Art zu sein scheint als Rossini. Heute gehen wir von der Trauer zur Freude über und singen das „Veni creator" zur Eröffnung des Conclave. Dann gehen wir jeden Abend und sehen, ob die Abstimmungen verbrannt sind und ob der Rauch aus einem gewissen Ofen aufsteigt. An dem Tage, wo kein Rauch sichtbar wird, ist der Papst ernannt und ich kann Sie wieder aufsuchen."

„Den 25. Februar.

„Der Tod ist hier: Torlonia ist gestern Abend nach zweitägiger Krankheit verschieden. Ich habe ihn auf dem Todtenbette gesehen, das Gesicht ganz bemalt, den Degen an der Seite. Er lieh auf Pfänder; aber welche Pfänder! Auf Antiken, auf Gemälde, die bunt durch einander in einem alten staubigten Gemach verschlossen sind.

„Man sieht nur Verstorbene durch die Straßen fahren; ein Leichenzug geht regelmäßig unter meinen Fenstern vorbei, wenn wir uns zu Tische setzen wollen. Uebrigens

kündigt Alles den Frühling an. Man fängt an, sich zu zerstreuen; man reist nach Neapel; kommt für die heilige Woche einen Augenblick zurück und trennt sich dann für immer. Kommendes Jahr sieht man andere Reisende, andere Gesichter, eine andere Gesellschaft. Es liegt etwas Trostloses in diesem Herumschwärmen auf Ruinen. Die Römer gleichen den Trümmern ihrer Stadt: Die Welt geht an ihren Füßen vorüber. Ich denke mir diese Personen in ihre Familien, in die verschiedenen Länder Europa's zurückkehren. Wenn zufällig eine unter ihnen in dreißig Jahren nach Italien zurückgeführt wird, wer wird sich noch erinnern, sie in den Pallästen gesehen zu haben, deren Besitzer nicht mehr sind? Die Peterskirche und das Colloseum, das ist alles, was sie selbst wieder erkennen dürften"

Druck von Otto Wigand in Leipzig.